Zeitschrift: Archäologie und Denkmalpflege im Kanton Solothurn
Herausgeber: Amt für Denkmalpflege und Archäologie des Kantons Solothurn
Band: 2 (1997)

Rubrik: Denkmalpflege : Restaurierungen und Bauuntersuchungen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Restaurierungen und Bauuntersuchungen

Zu den Hauptaufgaben der Kantonalen Denkmalpflege gehörte wiederum die Betreuung geschützter Einzelobjekte und wichtiger historischer Ortsbilder. Der vorliegende Jahresbericht widerspiegelt dabei deutlich die seit einigen Jahren erkennbare Tendenz, nun auch der Architektur des Historismus und der Moderne vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken. So sind beispielsweise die «Beiträge zur Denkmalpflege und Bauforschung» neben der Franziskanerkirche in Solothurn, ausschliesslich solothurnischen Kirchenbauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts gewidmet: Ausführlich wird über die aus denkmalpflegerischer Sicht gelungenen Restaurierungen der Pfarrkirchen in Niedergösgen und Kestenholz sowie der christkatholischen Kreuzkirche in Trimbach berichtet. Ausserdem konnten die Fassadensanierung des «Touring»-Hauses in Solothurn und die 1. Etappe der Betonsanierung des Goetheanums in Dornach – beides wichtige Bauten des frühen 20. Jahrhunderts – abgeschlossen werden.

Büren, 10 Wegkreuze

Die römisch-katholische Kirchgemeinde in Büren hat auf ihrem Gemeindegebiet 10 Wegkreuze restauriert. Das älteste Wegkreuz am Rebenweg stammt aus dem Jahre 1686, das jüngste Kreuz ist erst 1922 im Grund errichtet worden. Die jüngeren Kreuze sind jeweils mit einem Corpus versehen. Die Restaurierung wurde sehr zurückhaltend ausgeführt. Die Verschmutzungen und Vermosungen wurden durch den Zivilschutz mit Wasser und Bürste entfernt. Wo nötig wurden durch den Fachmann Risse geflickt. Die Inschriften wurden lasierend neu gefasst, einzelne Corpora neu gestrichen. Auf Überarbeitungen wurde gänzlich verzichtet.

Markus Schmid

Restaurator: Niklaus Mohler, Ittingen

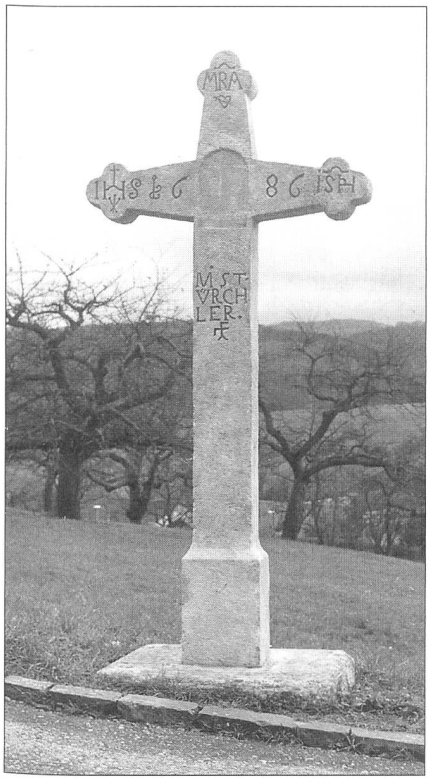


Abb. 1 Büren, Wegkreuze von 1686...

Abb. 2 ...1737...

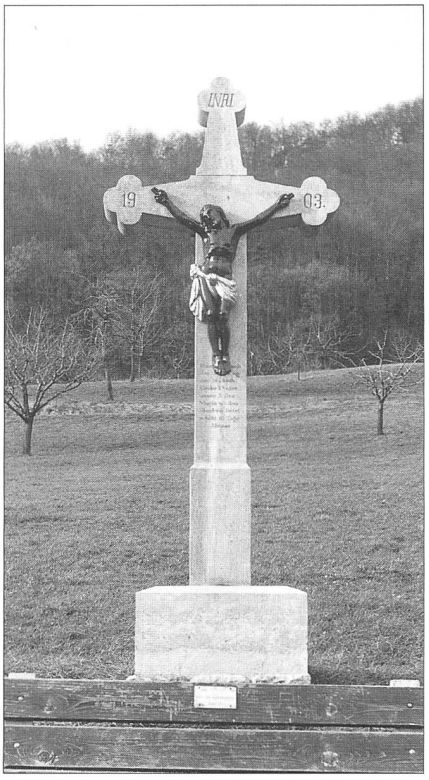


Abb. 3 ...und 1903.

Dornach, Goetheanum

1994 hat der Regierungsrat des Kantons Solothurn das Goetheanum unter Denkmalschutz gestellt. Nach langen Vorbereitungen durch die Kantonale Denkmalpflege, die Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege, das Bundesamt für Kultur und die Eigentümerin des Gebäudes, die «Allgemeine Anthroposophische Gesellschaft», hat dieser Beschluss die Grundlage gelegt, um die in Zusammenarbeit von privater Trägerschaft und öffentlicher Hand bereits 1993 begonnene Restaurierung der Aussenhülle des Bauwerks nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten durchzuführen. Die beiden ersten Etappen, die das Äussere des Bühnenhauses im Osten betrafen, sind inzwischen abgeschlossen worden.

Zur Geschichte und Bedeutung des Goetheanums

Nach dem Brand des 1913 aus Holz errichteten ersten Goetheanums wurde das zweite Goetheanum in den Jahren 1924–1928 in Beton erstellt. Rudolf Steiner versuchte mit diesem Bau, einen neuen architektonischen Stil zu entwickeln, mit dem die anthroposophische Auffassung von einer geistig-moralischen Wirkung der Architektur zum Ausdruck gebracht werden konnte: Bauwerke hatten seiner Meinung nach nicht nur bestimmten Funktionen und dem ästhetischen Vergnügen zu dienen, sondern durch das Anschauen und Erleben einer physischen Form auch eine «geistige Wesenheit» zu vermitteln. Dieses Ziel erreichte Rudolf Steiner nicht mehr mit dem traditionellen Formenschatz und den gängigen Konstruktionsmitteln der Architekturgeschichte, sondern mit einer skulpturalen Grossform, die durch den Beton erst möglich wurde. Er wollte die Formbarkeit des Materials, die Wandelbarkeit der Formen, die Festigung der zähflüssigen Masse und das Zusammenspiel von Druck- und Zugkräften im Stahlbeton sichtbar machen. Damit zeigte er als einer der ersten in der Architekturgeschichte auf, dass der Beton weit vielfältiger eingesetzt werden kann, als dies bis anhin vorwiegend bei Ingenieurbauten geschehen war.

Unmittelbar auf Rudolf Steiner zurück gehen die skulpturale Grossform des Äusseren, die er in einem Modell vorgegeben hat, sowie die Grundstruktur des Gebäudes, bestehend aus Sockel, Bühne, Saal und Seitenflügeln. Der Innenausbau, für den es nur einige allgemein gehaltene Hinweise von seiten Steiners gibt, ist dann erst nach dessen Tod in Angriff genommen worden und heute noch nicht abgeschlossen. So wird der grosse, aus dem Jahr 1957 stammende Saal, der in mancherlei Hinsicht nicht mehr zu befriedigen vermochte, gegenwärtig vollständig neu gestaltet. Diese Umgestaltung steht im Einklang mit den Schutzbestimmungen, die die gesamte plastische Aussenhülle, den Sichtbeton als Material der Fassaden, die Dacheindeckung mit norwegischem Voss-Schiefer, die farbigen Glasfenster im Westtreppenhaus und im Grossen Saal sowie die grundlegende funktionelle Gliederung mit Saal, Bühne und Treppenhäusern unter Schutz gestellt hat. Damit wird es möglich, sowohl den Bau als historisches Kulturdenkmal zu schützen, als auch der «Allgemeinen anthroposophischen Gesellschaft» fernerhin eine Weiterentwicklung des Innern zu ermöglichen.

Dem Goethenum kommt eine Bedeutung zu, die weit über diejenige als Zentrum der anthroposophischen Gesellschaft hinausgeht. Der Bau steht als bedeutendes Beispiel einer allgemeinen Architekturströmung des frühen 20. Jahrhunderts, die «aus starkem Gefühl» entstand und «auch nur zum Gefühl» sprechen sollte. Gleichzeitig stellt er einen einzigartigen Zeugen der frühen Betonbaukunst dar. Dies manifestiert sich einerseits darin, dass das Goetheanum in der Architekturgeschichtsschreibung über das frühe 20. Jahrhundert weltweit stets Erwähnung findet und das Bauwerk in der jüngeren Vergangenheit immer mehr von einer breiteren Schicht architektur- und kulturhistorisch interessierter Personen aus aller Welt besucht wird. Der Bau steht somit nicht nur im engeren Interesse der anthroposophischen Gesellschaft, sondern als architekturhistorisches Kulturdenkmal auch in demjenigen einer breiten, nationalen und internationalen Öffentlichkeit.

Die Betonsanierung

Das zweite Goetheanum wurde aus Eisenbeton ausgeführt. Als Grundsatz galt, möglichst wenig Beton zu verwenden, weil dieser Baustoff damals relativ teuer, die Arbeitskraft hingegen preiswert war. Die Betonqualität war für damalige Verhältnisse (Stampfbeton) dennoch recht gut; allerdings wurde mit dem Anmachwasser gesündigt, was eine hohe Porosität zur Folge hatte. Bis in die 70er Jahre konzentrierte sich das Interesse am Goetheanum dann vorwiegend auf den Innenausbau. Die Schäden, die am Aussenbau bereits in den 50er Jahren auftraten, wurden mit Zementmörtel zugestrichen, eine teilweise wenig dauerhafte Methode, die auch ästhetisch nicht zu befriedigen vermochte. Nähere Untersuchungen über die Ursachen der Schäden wurden nicht vorgenommen.

Die Betonsanierungen der jüngeren Zeit begannen in den 70er Jahren mit der Feststellung der Karbonatisierung des Betons, eine Erkenntnis, die damals neu war und durch zwei unabhängige Fachinstitute untersucht und bestätigt wurde. Unter Karbonatisierung versteht man den Verlust des Korrosionsschutzes des Eisens im Beton (Bewehrung), was zu Abplatzungen des Betons und zum Abbau der Stabilität führt. «Der für den Korrosionsschutz der Bewehrung erforderliche hohe pH-Wert des Porenwassers im Beton kann durch die Reaktion mit CO_2 aus der Atmosphäre auf Werte unter 9 absinken, so dass die Voraussetzungen für eine stabile Passivität nicht mehr gegeben sind. Für die Karbonatisierungsreaktion muss CO_2 über die Gasphase in das Porensystem des Betons eindringen, gleichzeitig wird aber auch Wasser benötigt.» (Böhni/Elsener 1996). Bei der knappen Überdeckung des Eisens beim Goetheanum und der relativ grossen Porosität des Betons waren die Voraussetzungen gegeben, dass der Karbonatisierungsprozess in den 70er Jahren an vielen Stellen bereits so weit fortgeschritten war, dass das Eisen zu rosten begann. Dies bestätigte auch eine Zustandsanalyse Ende der 80er Jahre, die deutlich zeigte, dass die Karbonatisierung weiter vorrückte, die Armierung und dadurch die Stabilität des Betons gefährdet waren. Zudem begannen sich Flickstellen immer mehr abzuzeichnen.

In der Folge wurden verschiedenste Massnahmen ergriffen wie Vorbetonierungen, Reprofilierungen, Versuche mit kunststoffvergütetem Mörtel usw. Im Sommer 1989 stellten die Verantwortlichen dann Variantenstudien über alle möglichen damals bekannten Sanierungsmethoden an. Drei davon wurden näher untersucht:

- das Vorbetonieren: Erneuerung der Betonüberdeckung
- das Anbringen einer Wärmeisolation und eines Verputzes
- die Fortsetzung der Reprofilierungsmethoden (Flicken).

Nach Ansicht der Verantwortlichen der «Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft» kam eine Fassadensanierung mit Aussenisolation und Verputz nicht in Frage, da sie das Erscheinungsbild des Bauwerks zu stark verändert hätte. Die Betonsanierung nach den üblichen Reprofilierungsmethoden wurde aufgrund der Erfahrung als mögliche, aber nicht dauerhafte Lösung bewertet. Voraussichtlich hätte in relativ kurzen Abständen immer wieder saniert werden müssen, und

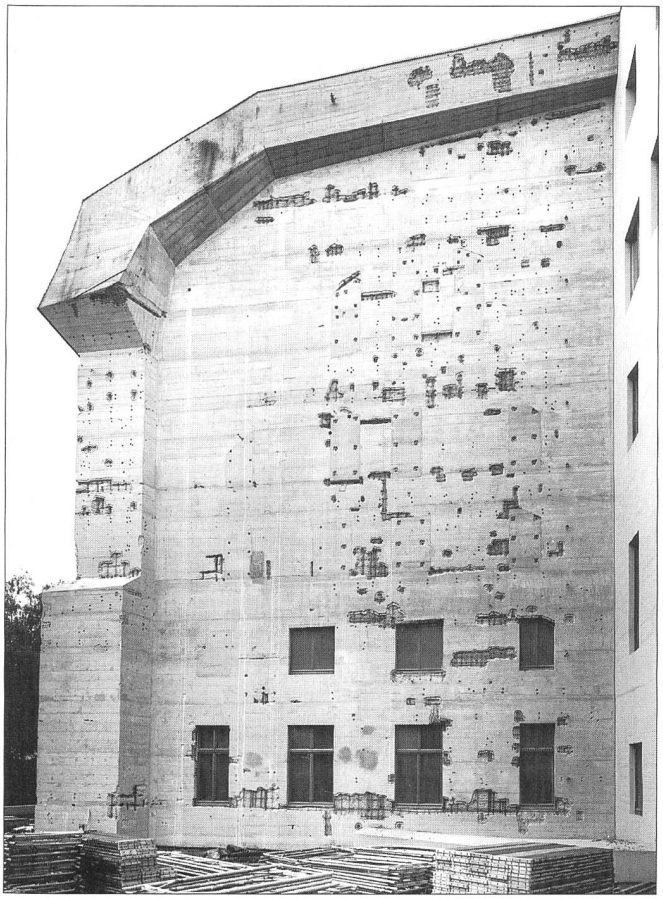


Abb. 1 Dornach, Goetheanum, Nordfassade Bühnentrakt unmittelbar vor der Betonsanierung mit abgespitzten, schadhaften Stellen.

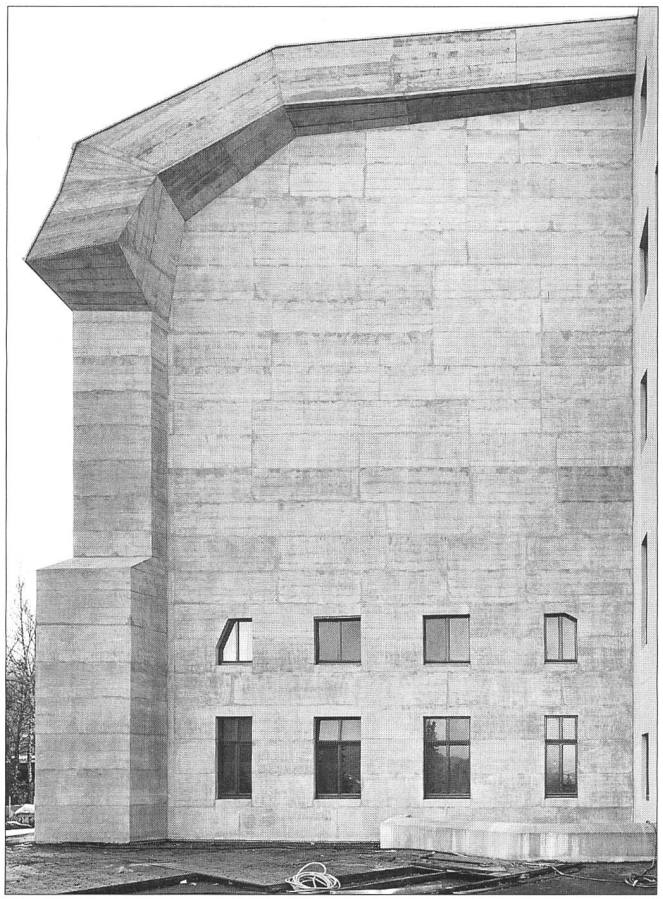


Abb. 2 Nordfassade Bühnentrakt nach der Betonsanierung.

die statische Funktion der Armierung wäre bei dieser Lösung auf die Dauer nicht gewährleistet gewesen. Demzufolge konzentrierte man sich auf die Methode der Vorbetonierung, wie sie bereits bei der St.-Antonius-Kirche in Basel angewendet worden war. Bei diesem Verfahren wird die gesamte bereits karbonatisierte Betonoberfläche der Fassade von etwa 4 cm Tiefe abgetragen, das Eisen entrostet und verstärkt und anschliessend eine neue, etwa 6 cm dicke Betonschicht vorbetoniert. Diese Vorbetonierung erfolgt mit Hilfe einer neuen Schalung, die das Oberflächenbild des ursprünglichen Sichtbetons wiederherstellt. Mit dieser Methode ist nun die Sanierung des östlichen Teils des Goetheanums abgeschlossen worden.

Betonsanierung aus denkmalpflegerischer Sicht

Das zweite Goetheanum ist nach den Vorstellungen Rudolf Steiners in Beton errichtet worden. Dieses für solche Bauaufgaben noch neuartige Material war nicht nur weniger feuergefährdet als der frühere Holzbau, es ermöglichte erst, die architektonischen Intentionen des Entwerfers in die Wirklichkeit umzusetzen. Dies galt insbesondere für die zahlreichen gekrümmten Flächen, die mit handwerklich angefertigten, komplizierten Einzelschalungen aus verschiedensten Brettern errichtet wurden. Dabei ist eine Sichtbetonoberfläche mit einer einzigartigen, lebendigen Schalungsstruktur entstanden, die gleichzeitig auch einiges über das damalige tektonische Verständnis dieser Architektur aussagt. So fehlen beispielsweise explizit geschalte Elemente als tragende Fensterstürze, oder Übergangsstellen von der einen zur anderen Fläche weisen spezielle Schalungen auf (fächerartige Schalung vom Pfeilerkopf in die Schräge des Frieses auf der Nordseite des Bühnentraktes). Mit Ausnahme einiger weniger, kleiner Stellen, die eine gestockte Betonoberfläche aufweisen ist das Goetheanum in dieser Aussenform bis heute erhalten geblieben.

Für die Kantonale Denkmalpflege ist es müssig zu diskutieren, ob es die Intention Steiners gewesen wäre, den ganzen Bau noch zu stocken oder allenfalls sogar zu verputzen. Sie geht von der Aussenform aus, wie sie in den 20er Jahren entstanden und bis heute nicht verändert worden ist, das heisst der Sichtbeton muss erhalten bleiben. Dazu gehört auch die Oberflächenstruktur der Schalung. Mit dem Vorbetonieren geht jedoch die originale Oberfläche verloren, wird doch der Beton bis auf die Bewehrung abgespitzt und anschliessend neu aufgetragen. Mit einigen Bedenken hat sich die Kantonale Denkmalpflege zusammen mit dem Bundesexperten und der Bauherrschaft trotz dieses erheblichen Verlustes auf die Methode der Vorbetonierung geeinigt. Ein weiteres «Flicken» des Betons war nicht mehr vertretbar, und eine elektrochemische Instandsetzung schien wenigstens zu diesem Zeitpunkt nicht möglich. Damit das Schutzziel der Erhaltung der Sichtbetonoberfläche mit Schalungsstruktur dennoch erreicht werden konnte, wurde die Vorbetonierung mit Hilfe einer neuen, an die Struktur der historischen angeglichenen Schalung angebracht. Dazu wurden verschiedene Matrizen von Holzschalungen, deren Bretter in Länge und Breite den historischen angeglichen waren, abgenommen und dann in unregelmässigen Abständen jeweils wiederverwendet. Für Einzelteile, insbesondere die gekrümmten Flächen, mussten spezielle Holzschalungen angefertigt werden. Damit ist die Sichtbetonoberfläche erhalten geblieben, allerdings mit einem neuen Schalungsbild, das sich in der Gesamtstruktur an das alte anlehnt. Als blosse Dokumentation (Fotos, Pläne) ist uns das historische Schalungsbild überliefert geblieben.

Für die Gestaltung der seitlichen Fassaden ergab sich zudem die gestalterische Frage, ob die zugemauerten Fenster wieder geöffnet oder ihre Zumauerungen wieder nachgezeichnet werden sollten. Da die Fenster nicht zum ursprünglichen Konzept gehörten, verzichtete man auf beide Möglichkeiten. Einzig das östliche Fenster in der zweiten Reihe wurde wiederhergestellt.

Das Problem der Rekonstruktion der historischen Schalungsoberfläche zusammen mit dem Vorbetonieren war bei den geraden Flächen des östlichen Bühnentraktes mit einem vernünftigen Aufwand zu lösen. Wesentlich schwieriger und aufwendiger wird die Anwendung dieser Methode bei den gebogenen Flächen am westlichen Teil des Bauwerks werden. Die Denkmalpflege hat deshalb die Hoffnung nicht gänzlich aufgegeben, dass eine elektrochemische Instandsetzung des historischen Betons doch noch möglich wird. Diese Methode hat zum Ziel, die äussere Betonschicht zu realkalisieren, damit ein weiteres Rosten der Bewehrung gestoppt werden kann. Die Kantonale Denkmalpflege hat deshalb einen im Zusammenhang mit der Betonsanierung des Goetheanums stehenden Forschungsauftrag unterstützt, mit dem die Anwendbarkeit und die Dauerhaftigkeit der «NCT-Realkalisierung von Beton» genauer untersucht werden sollte. Damit beauftragt wurden die Eidg. Technische Hochschule in Zürich, Institut für Baustoffe, Werkstoffchemie und Korrosion, zusammen mit der Universität Basel (Mineralogisch-petrographisches Institut, Institut für anorganische Chemie). Eine erste Orientierung über die Resultate der Untersuchungen hat nicht grosse Hoffnungen geweckt. Da die weitere Betonsanierung bis nach dem Neubau des Saales zurückgestellt worden ist, ergeben sich vielleicht in naher Zukunft doch noch Methoden, mit denen der Beton nicht ersetzt werden muss, sondern saniert werden kann. *Samuel Rutishauser*

Dokumentation:
Ueli Pfleghard, Zusammenfassung der Baugeschichte in ingenieurtechnischer Hinsicht, 1992, deponiert bei der Kantonalen Denkmalpflege.
V. Ristic, Zustandsbericht mit Sanierungskonzept, 1993, deponiert bei der Kantonalen Denkmalpflege.
Hans Böhni, Bernhard Elsener, Sanierung ohne Zerstörung, in: Der Schweizerische Hauseigentümer, Nr.12/96.

Bauherrschaft: «Allgemeine Anthroposophische Gesellschaft», H. Hasler, Dornach
Ingenieur: Eglin Ristic AG, Basel
Architekt: J.C. Ermel, Dornach
Bundesexperte: Dr. A. Wyss, Basel

Kleinlützel, Pfarrkirche St. Mauritius

Als im frühen 20. Jahrhundert die 1641–1643 errichtete alte Kirche in Kleinlützel für die Bevölkerung viel zu klein geworden war, entschloss man sich 1911 für einen Neubau. Den dafür ausgeschriebenen Projektwettbewerb gewann der Architekt A. Betschon aus Baden. Nach einem durch den 1. Weltkrieg bedingten Planungsunterbruch erfolgte schliesslich am 15. Oktober 1922 die Grundsteinlegung für die neue Pfarrkirche südlich des Dorfes. Bereits 1924 war der Bau im Stil der Neuromanik mit Einflüssen aus dem Jugendstil fertiggestellt. Er enthält noch einige Ausstattungsstücke aus der alten Kirche von 1641 bis 1643 (Hochaltar und verschiedene Statuen). Das Innere ist trotz einer Restaurierung im Jahr 1975 noch weitgehend original erhalten geblieben.

Eine 1996 durchgeführte Restaurierung des Innenraumes hatte zum Ziel, Schiff und Chor optisch besser zusammenzubinden. Dazu erhielt das bis anhin nicht ausgemalte Schiff ebenfalls eine allerdings zurückhaltende farbige Fassung. Im Chor wurden die bestehende Ausmalung gereinigt und einige Dekorationselemente aufgrund des Befundes ergänzt. Auf die Freilegung weiterer Malereien (Vorhangmotiv im Chor, bildliche Darstellungen an den Seitenwänden und der Stirnwand des Chores) wurde jedoch verzichtet. Eine farbige Neufassung erhielten hingegen die Kreuzwegstationen und das geschnitzte Bild des rechten Seitenaltars.

Stefan Blank

Foto: Atelier Borer, Kleinlützel

Kleinlützel, Pfarrkirche St. Mauritius, Zustand nach der Restaurierung von 1996.

Bauherrschaft: römisch-katholische Kirchgemeinde Kleinlützel
Architekt: Gebr. Eggenschwiler, Breitenbach
Restaurator: Bruno Häusel, Rheinfelden

Lohn, Hochstudhaus Kapellenstrasse 10

Das wohl aus dem 18. Jahrhundert stammende Hochstudhaus an der Kapellenstrasse 10/12 in Lohn mit seinem steilen Walmdach ist – wie das bei älteren Bauernhäusern noch oft vorkommt – in Längsrichtung (Firstrichtung) in 2 Einheiten geteilt. Der unter Denkmalschutz stehende südliche Teil des ehemaligen Bauernhauses wurde nun restauriert, wobei neben der bestehenden Wohnung im bisherigen Wohnteil eine zweite Wohnung im ehemaligen Ökonomieteil eingebaut wurde. Der bestehende Wohnteil konnte in seiner Bausubstanz und seinem Charakter weitgehend erhalten werden. Die Wohnstube im Erdgeschoss wird durch einen 1788 datierten Kachelofen mit braun bemalten Kacheln geschmückt. Die Wand zwischen dem Gang und dem Wohnzimmer ist als massiv konstruierte Ständerkonstruktion mit profilierten Pfosten sehr schön zu Tage getreten.

Markus Schmid

Architekt: Lukas Niethammer, Burgdorf

Lohn, Hochstudhaus Kapellenstrasse 10/12, Ansicht nach der Restaurierung von 1996.

Niederwil, Gummenöle

Die 1783 erbaute Gummenöle liegt sehr idyllisch am Gummenbach südlich von Niederwil. Trotz der Unterschutzstellung im Jahre 1944 ist das Gebäude in den letzten Jahrzehnten verlottert, da sich die Erben des 1950 verstorbenen letzten Eigentümers, Hermann Sutter-Bur, über mehr als 40 Jahre nicht auf eine gemeinsame Lösung einigen konnten. Dass das Gebäude heute überhaupt noch steht, ist verschiedenen Kraftanstrengungen in den letzten Jahrzehnten zu verdanken.

In der Gummenöle wurde offenbar noch bis Anfang dieses Jahrhunderts geölt, das heisst mit der durch ein Wasserrad angetriebenen Ölmühle wurde aus Nüssen (Baumnüsse, Haselnüsse, Buchnüsschen) und Samen (Sonnenblumenkerne, Mohn, Raps) Öl gepresst. Um 1914 ist das beschädigte Wasserrad und die alte Ölmühle entfernt worden.

Über die Geschichte der Gummenöle erfahren wir aus einem Bericht von Gisela Salzmann in der «Solothurner Zeitung» vom 19. Januar 1972:

Niederwil, Gummenöle, Ansicht nach der Restaurierung von 1995/96.

Die Gummenöle wurde 1783 von Josef Ziegler aus Horriwil gebaut. Er bezahlte dazumal eine jährliche Konzession von zwei Pfund. 1811 kam es zur Gant, das heisst, Urs Ziegler war total verschuldet, und die Öle musste versteigert werden und ging in die Hände seines Schwiegersohnes, Anton Portmann von Escholzmatt (LU), Senn auf dem Balmberg, über. Ein Jahr später wurde die Öle wiederum versteigert, und ihr neuer Besitzer wurde nun Johann Schwab von Arch. Dieser wiederum hinterliess die Öle nach seinem Ableben im Jahre 1846 seinen beiden Söhnen, Johann und Friedrich Schwab aus Niederwil. 1864 ging sie in den Besitz der Familie Jakob Sperisen (früher Sperreisen genannt) über und 1898 an dessen vier Töchter. 1909 erwarb Hermann Sutter-Bur die Öle und den ganzen Gummenhof. Als Hermann Sutter 1950 starb, hinterliess er den Erben den Gummenhof samt Öle.

Während vollen 45 Jahren hatte das Ehepaar Robert und Bertha Zuber die Öle gemietet

und recht und schlecht darin gehaust. Sie lebten von einer kleinen Rente, hatten ihre Geisslein und schienen auch ohne Wasser und sanitäre Anlagen zufrieden zu sein. Sie hatten zwei Mädchen, ein eigenes und eines, welches sie aufzogen. Das eigene Töchterchen starb leider bereits in frühen Jahren, um so mehr hingen sie am fremden Kinde, welches man ihnen einmal wegnehmen wollte; «s'Öli-Bärthi» hatte sich jedoch durchgesetzt, und weiterhin lebte das Mädchen – woher es eigentlich kam, wusste niemand – bei den Zubers. 1950 starb Robert Zuber und bald darauf auch seine Frau. Kurze Zeit lebte noch ein junges Ehepaar in der Öle, die Wohnung wurde aber bald darauf abgesprochen.

In den Jahren 1966 bis 1972 bemühte sich der Solothurner Heimatschutz zusammen mit der Kantonalen Denkmalpflege, die Öle in Niederwil zu erwerben, instandzustellen und darin die Öle-Einrichtung der Grabenöle in Lüterswil, welche damals ebenfalls von der Zerstörung bedroht war, unterzubringen. Alle Bemühungen zur Errichtung eines solchen Heimatmuseums scheiterten jedoch am hängigen Erbstreit. Auch verschiedene private Initiativen konnten leider keine Lösung herbeiführen.

Im Laufe der Jahre musste die Erbengemeinschaft wegen des schlechten Zustands des Gebäudes wiederholt darauf aufmerksam gemacht werden, besonders das Dach so zu unterhalten, dass der Bestand des Gebäudes nicht gefährdet war. Nach diversen juristischen Streitigkeiten und einem Hin und Her bis vor das Verwaltungsgericht wurde das Dach im Sommer 1980 endlich geflickt. Eine weitere Dachreparatur erfolgte 1987.

1992 endlich ging die Gummenöle in neue Hände über. 1995/96 wurde nun das alte Gebäude tiefgreifend saniert. Da durch den jahrzehntelangen fehlenden Unterhalt vor allem das Holzwerk in einem sehr schlechten Zustand war, mussten alle Balken, Böden sowie praktisch der ganze Dachstuhl erneuert werden. Während der ehemalige Öleraum im Erdgeschoss als Ausstellungsraum in seiner ursprünglichen Grösse erhalten bleiben konnte, wurde die ehemalige Wohnung im Obergeschoss mit Räumen im Dachgeschoss erweitert. Nach langen Jahren des Zerfalls kann die Gummenöle heute wieder in eine gesicherte Zukunft blicken.

Markus Schmid

Architekt: Ch. Breitenstein, Deitingen

Olten, Marktgasse 11

Das bereits im «Bürgerhaus der Schweiz» 1928 gewürdigte Haus an der südlichen Stadtmauer stand in der jüngsten Zeit mehr als ein Jahrzehnt lang leer (Abb. 1).

Die Hauseigentümer, Inhaber eines grösseren regionalen Baugeschäfts, hatten 1982 ein Projekt erarbeitet, das neben einer Auskernung den Einbau eines Liftes und eine Geschossreduktion im 2. Stock vorsah. Denkmalpflege und Altstadtkommission versuchten längere Zeit, Hauseigentümer und Architekten für ein sanfteres Vorgehen zu motivieren. Letztlich wurde ein nur leicht modifiziertes Umbauprojekt genehmigt und 1995–1997 ausgeführt. Dabei sind die Balkenlagen über den einzelnen Geschossen erhalten geblieben, während die Grundrisseinteilungen im Erdgeschoss und im ersten Stock den neuen Bedürfnissen angepasst wurden. Der Lifteinbau erfolgte an jenem Ort, wo er am wenigsten Substanz zerstörte, dort wo frühere Kamine und Rauchfänge bereits zu Störungen des Baugefüges geführt hatten.

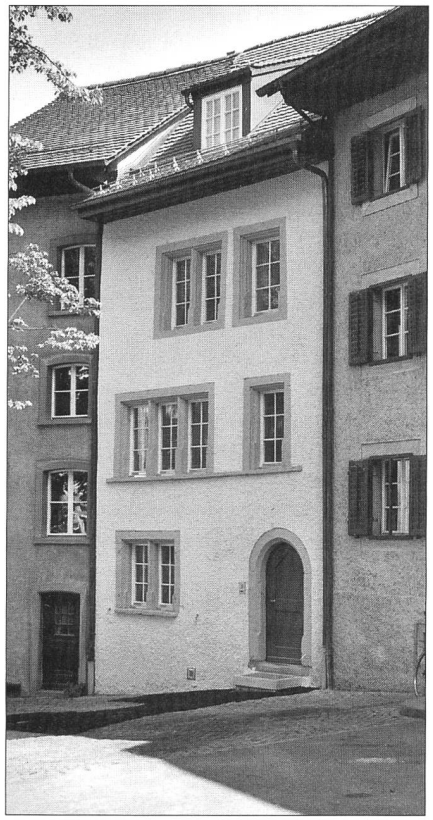


Abb. 1 Olten, Marktgasse 11. Zustand nach der Renovation, 1997.

Baugeschichte

Die 1982 durchgeführte Bauuntersuchung erlaubte Einblicke in die Baugeschichte. 1996 wurden von den wichtigsten Bauhölzern Dendroproben entnommen, deren Resultate wichtige Aussagen zur Datierung jener Bauteile zulassen, die das Erscheinungsbild des Hauses prägen. Chronologisch aufgelistet hat sich folgendes ereignet (siehe dazu Abb. 2).

Mittelalter (I)

Bau der Stadtmauer. Sie dient heute, mit zahlreichen jüngeren Fensteröffnungen perforiert, als Südfassade des Hauses. An der Basis misst die Mauer 140 Zentimeter, sie verjüngt sich mit einem stadtseitigen Anzug der Front bis auf eine Höhe von 7 Metern (ab Gassenniveau) auf 110 Zentimeter und darüber nach einem Absatz auf 75 Zentimeter. Die Mauerkrone liegt ungefähr 8,5 Meter über dem Gassenniveau. Ob die Stadtmauer in ihrer ganzen Höhe aus einer einzigen Bauphase stammt oder ob sie das Resultat verschiedener Erhöhungen ist, liess sich nicht feststellen. Die jüngeren Fensteröffnungen, aber auch partielle Abarbeitungen am inneren Mauermantel sowie Brandschäden und damit verbundene Flicke haben das Mauerbild derart gestört, dass keine klare Analyse möglich war.

Auf der Aussenseite blieb der bestehende Fassadenverputz erhalten, so dass hier keine Einblicke möglich waren. Es wäre deshalb eine reine Spekulation, wenn an dieser Stelle eine Datierung gewagt würde.

Spätmittelalter (II)

Bau eines zweigeschossigen Hauses mit flach geneigtem Pultdach (Abb. 2, A). Erhalten sind die beiden Brandmauern mit den deutlich ablesbaren Dachnegativen. Das Mauerwerk ist aus ausserordentlich kleinsteinigen Kieseln gegen eine nachträglich wieder entfernte Holzbretterschalung aufgeschichtet worden, die deutliche Negativabdrücke hinterlassen hat (Abb. 3). Die Brandmauern berücksichtigen den einstigen hölzernen Wehrgang, der stadtseitig hinter den Mauerzinnen durchlief (Abb. 4). Das Haus, von dem wir nicht wissen, welchem Zweck es gedient hat (Wohnhaus, Gewerbehaus oder Scheune?), fiel einem Brand zum Opfer; Stadtmauer und Brandmauern erlitten dabei Brandschäden, die in Form abgeplatzter und geröteter Steinköpfe deutlich erkennbar waren.

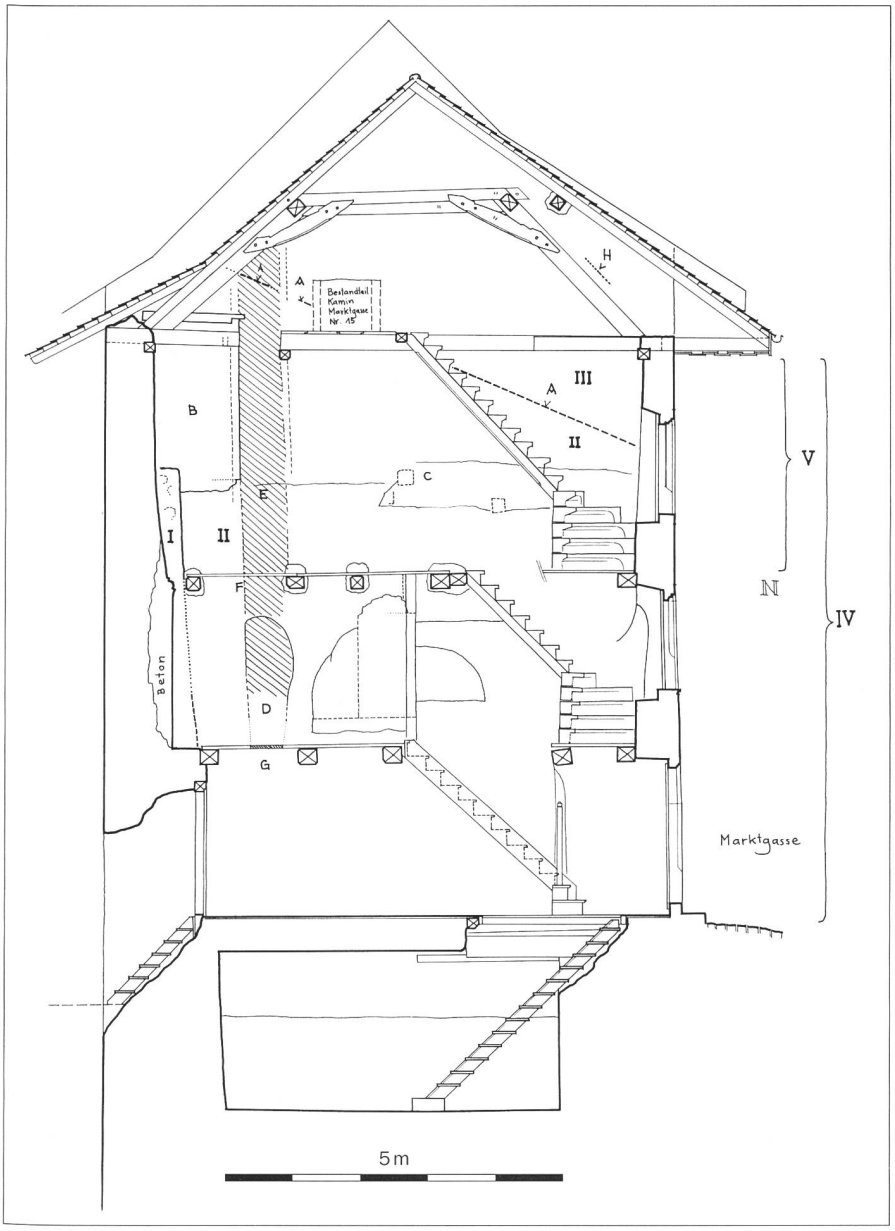


Abb. 2 Querschnitt, Blick nach Westen. Die Bauphasen mit römischen Ziffern bezeichnet. **A** Dachnegativ Vorgängerbau, **B** Aussparung ehemaliger Wehrgang Stadtmauer, **C** Balkennegativ, Funktion unbekannt (alte Geschosseinteilung II?), **D** Wandnische verrusst, Rest einer Kaminanlage, **E–G** Spuren eines früheren Kamins, **H** Sparrennegativ zum Dachstuhl von 1603

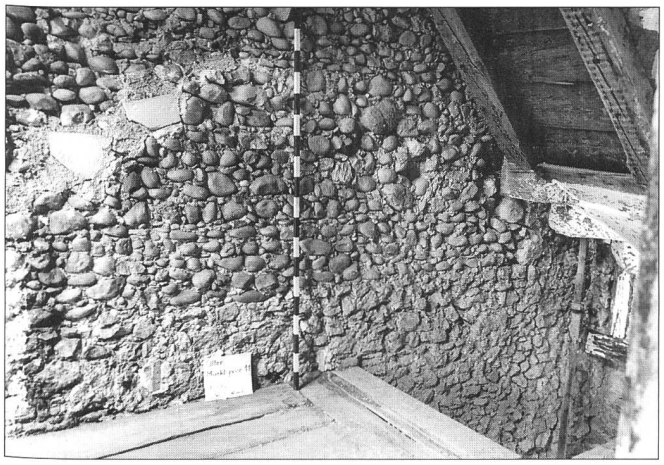


Abb. 3 2. Stock, Brandmauer West, spätmittelalterliches Mauerwerk aus kleinen Kieseln.

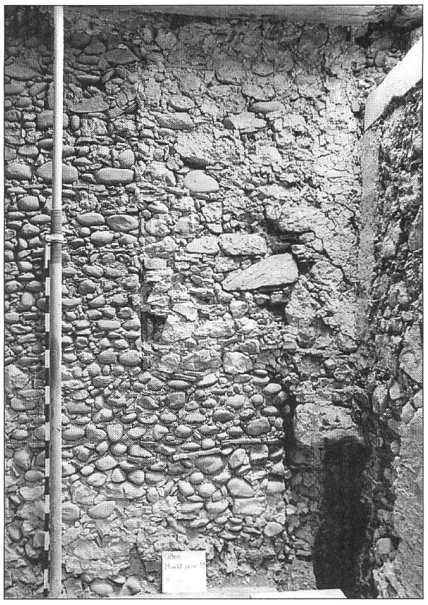


Abb. 4 2. Stock, Brandmauer Ost, die spätmittelalterliche Brandmauer berücksichtigt den später zugemauerten Durchgang des ehemaligen hölzernen Wehrgangs.

Frühe Neuzeit (III)

Das Nachbarhaus auf der Westseite erhielt im Zusammenhang mit einer Aufstockung oder einem Neubau seine heutige Höhe. Seine östliche Giebelmauer wurde auf die ältere Brandmauer aufgesetzt.

Um 1603 (IV)

Hausneubau. Errichtung eines dreigeschossigen Wohnhauses. Die Gassenfassade besteht im Erdgeschoss und im ersten Stock aus massiven Bruchsteinmauern, im zweiten Stock war ursprünglich eine Holzkonstruktion vorhanden. Im Innern waren bis zum jüngsten Umbau von 1995 bis 1997 in den Obergeschossen die zu dieser Bauphase gehörenden Treppenanlagen mit Blockstufen erhalten (Dendro 536, 537 SO). Heute noch erhalten sind die Sichtbalkendecken über den einzelnen Geschossen (Dendro 525–535 SO) und die liegende Dachkonstruktion (Dendro 538–544 SO). Da das Haus bereits vor Beginn der Bauuntersuchung bis auf die Grundsubstanz ausgeräumt worden ist, sind zur ursprünglichen Innenausstattung keine verlässlichen Aussagen möglich.

Um 1621 (V)

Umbau/Ausbau. Knapp zwanzig Jahre nach dem Hausneubau, das entspricht ungefähr der Zeitspanne einer Generation, fand ein erster Umbau statt. Das zweite Obergeschoss wurde ausgebaut, und gassenseitig ersetzte man die bisherige Holzkonstruktion durch eine massiv gemauerte Fassade mit steinernen Fenstergewänden. An der Treppenanlage wurde mindestens ein Tritt ersetzt (Dendro 536 SO).

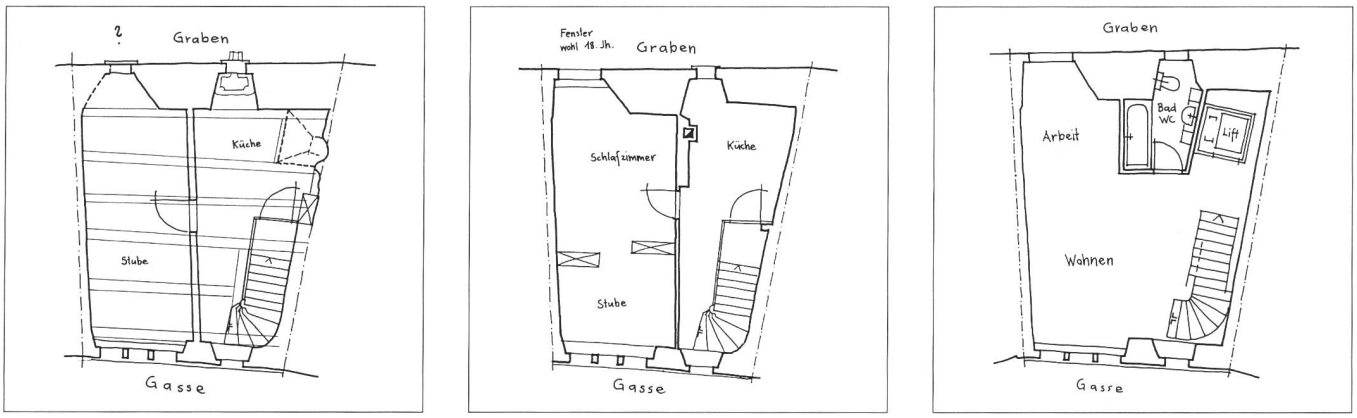


Abb. 5 Grundriss 1. Obergeschoss. Links: Zustand um 1603. Mitte: Zustand 1982. Rechts: Zustand nach dem Umbau von 1995 bis 1997.

Spätere Veränderungen

Auch in der Folgezeit wurde das Haus laufend neuen Bedürfnissen angepasst. So wurden die Grundrisse im Erdgeschoss und im ersten Stock verändert, die Küchen mit Wänden vom Treppenhaus abgetrennt und die Kaminanlage mehrmals erneuert und versetzt (Abb. 5). Im 19. Jahrhundert hob man für die Erstellung einer horizontalen Dachuntersicht die ganze stadtseitige Dachfläche an. Schliesslich erfolgte der Durchbruch einer Türöffnung im Erdgeschossbereich der Stadtmauer und damit eine Erschliessung des vorgelagerten Gartens.

Umbau 1995–1997

Das erste Umbauprojekt wollte dem Haus nur die äussere Erscheinung belassen; es wurde im Verlauf zäher Auseinandersetzungen modifiziert. Der Prozess, der auf einen Kompromiss hinauslief, dauerte in diesem Fall ausserordentlich lange (1982–1995). Der Lifteinbau, der Ersatz der alten Treppenanlage und die Tiefersetzung der Spannbalken des Dachstuhls zur statischen Verbesserung liessen sich letztlich nicht verhindern. Dennoch darf sich das Resultat sehen lassen, waren doch die beauftragte Architektin und die Bauherrschaft ehrlich bemüht, eine funktional genügende und gestalterisch moderne Lösung umzusetzen. Das Haus wird nun wieder für Jahrzehnte zeitgemäss nutzbar sein. In der Regel lassen sich bei Umbauten sogenannte Substanzverluste nicht verhindern. Die Begriffe «Verluste» und «Gewinn» müssen in jedem Fall vernünftig gegeneinander abgewogen werden; nur so kann ein überzeugendes Resultat erreicht werden.

Markus Hochstrasser

Architektur und Bauleitung: Doris Stadelmann, Architektin ETH, Stettfurt
Dendroanalysen: H.+K. Egger, Boll BE

Solothurn, Alte Klosterkirche St. Joseph

Die beim Klosterabbruch von 1964/65 stehengebliebene alte Kirche gehört heute der «Stiftung alte Klosterkirche St. Joseph» (Abb. 1). Nachdem 1981 das Dach und 1985/86 die Fassaden restauriert werden konnten, wurde 1995/96 das Innere zurückhaltend instand gestellt, dies im Anschluss an die Auflösung des Mietvertrages mit Schang Hutter, der die Kirche seit den 1960er Jahren als Atelier benutzte. Schon beim seinerzeitigen Klosterabbruch, als die Altäre demontiert wurden, aber auch während der privaten Nutzung hatte sich im Kirchenraum und in den anstossenden Resten des alten Klosters viel Material angesammelt. Vor Beginn der Innenrestaurierung musste dieses Material gesichtet, sortiert und dann ausgelagert oder entsorgt werden.

Abb. 1 Solothurn, ehem. Klosterkirche St. Joseph, Ansicht von Nordwesten. Links die neu verschalte Giebelpartie.

Die Räumungsarbeiten

1995 erfolgte unter der Aufsicht der Kantonalen Denkmalpflege eine Räumungsaktion im Rahmen eines Taglöhnereiprojektes mit Arbeitslosen. Dabei wurde nicht nur dasjenige Material berücksichtigt, das einen direkten Bezug zum Kloster hat, sondern auch vergessene Nachlässe späterer Mieter und Untermieter. Es handelt sich dabei in erster Linie um Graphiken, Plakate, Drucke, Holzschnitte und Tagebücher von Schang Hutter (Abb. 2), und um Typoskripte und Korrespondenz von Peter Bichsel, der um 1970 hier eine Zeitlang seine Schreibstube hatte (Abb. 3).

Abb. 2 Material von Jean Albert Hutter im Depot der Kantonalen Denkmalpflege.

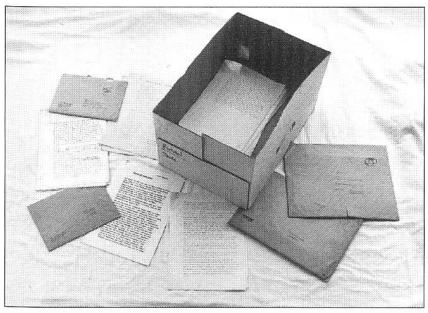


Abb. 3 Material von Peter Bichsel im Depot der Kantonalen Denkmalpflege.

Abb. 4 Die in der Kirche ausgelegten Altarteile, die sich auf der Empore deponiert fanden.

Die wild durchwühlten Hinterlassenschaften wurden nach bestem Wissen und Gewissen sortiert, in Schachteln verpackt und ins Depot der Denkmalpflege gezügelt, wo sie seither zum Abholen für die Eigentümer bereitliegen.

Spontan mag es erstaunen, wenn sich die Denkmalpflege um so junge Zeugen der Vergangenheit kümmert, die darüber hinaus keinen baulichen Bezug zum Kloster aufweisen. Als Abteilung des Amtes für Kultur und Sport sind aber Berührungspunkte zur Gegenwartskultur vorhanden, die dafür als Erklärung stehen können.

Die Altäre

Auf der Empore im Schiff der Kirche lagen, eng verschichtet, zahlreiche grössere Elemente der Altäre. Die Bilder sind seit der Demontage im Kloster als Wandschmuck aufgehängt. Um einen Überblick über das noch vorhandene Material zu gewinnen, mussten alle Teile ausgelegt und zusammengestellt werden (Abb. 4). Dabei konnten wir feststellen, dass alle drei Altäre vollständig erhalten sind. Die grösseren und schwereren Elemente sind nun im Estrich der nahen Klosterscheune zwischengelagert, die heikleren Zierelemente befinden sich provisorisch im Depot der Denkmalpflege. Langfristig ist eine definitive Lagerung im Estrich des nördlich an die Kirche anschliessenden alten Klosterteils vorgesehen. Zu diesem Zweck wird man hier eine isolierte Kammer und geeignete Gestelle einbauen müssen. Verschiedene Altarteile und eines der Bilder tragen Signaturen und Datierungen, die Aussagen

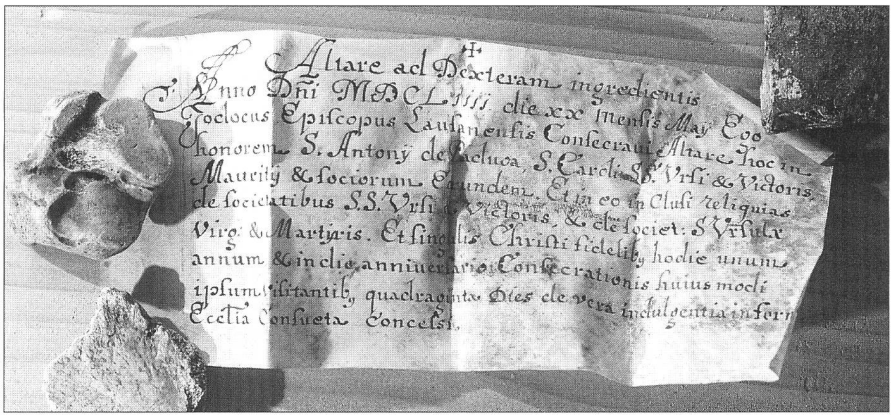


Abb. 5 Inhalt des Reliquienkästchens aus dem südlichen Seitenaltar. Die Autentik besagt, dass der Lausanner Bischof Jodocus Knab den Altar am 20. Mai 1654 zur Ehren folgender Heiliger geweiht habe: Antonius von Padua, Karolus, Urs, Victor, Mauritius und Gefährten. Eingeschlossen seien Reliquien der Heiligen Urs und Victor und der Jungfrau und Märtyrerin St. Ursula.

Abb. 6 Reste eines Renaissanceofens aus der Planie im Schiff.

Abb. 7 Die blau-weiss dekorierten Kacheln stammen von verschiedenen Öfen, die einst im Kloster standen.

Abb. 8 Blick ins Schiff, kurz vor dem Einbau des Bretterbodens.

zur Entstehungszeit und zu früheren Restaurierungen erlauben. Demnach sind die Altäre 1747 erstellt und seither mindestens zweimal, zuletzt 1937, restauriert worden.

Öffnung der Sepulcra

Die gemauerten rohen Altarblöcke enthielten alle noch die ungestörten Sepulcra, kleine vermauerte Nischen, in denen sich Weiheurkunden mit Reliquien befanden. Mit einer Bewilligung des zuständigen Bischöflichen Ordinariates wurden die Sepulcra alle sorgfältig geöffnet, der Inhalt dokumentiert und anschliessend dem Ordinariat zur Archivierung oder Wiederverwendung übergeben. Die steinerne Tischplatte des Hauptaltares trägt die beiden Jahrzahlen 1649 (eingemeisselt) und 1650 (aufgemalt mit schwarzer Farbe). Der Altarblock entstand wohl als letzter Bauteil der Maurerarbeiten beim Bau der Klosterkirche. Eintragungen im Ratsmanual im Staatsarchiv deuten darauf hin, dass nach Vorbereitungsarbeiten in den Jahren 1644/45 Kirche und Kloster zwischen 1646 und 1650 erbaut wurden. 1652 bezogen die Schwestern ihr Kloster, die Einweihung der Altäre erfolgte, wie wir aufgrund eines Dokumentes aus einem der Sepulcra wissen, am 20. Mai 1654 durch den zuständigen Bischof Jodocus Knab, der am gleichen Tag auch die Altäre in der neu erstellten St.-Peters-Kapelle weihte (Abb. 5).

Der Stuck. Hinweise zur Datierung, Restaurierungsmassnahmen

Zur Datierung der Ausstuckierung stösst man in der Literatur bisweilen auf das Jahr 1757. Schriftliche Quellen und Daten am Bau sprechen aber für eine etwas frühere Entstehungszeit. So findet man im Ratsmanual von 1737 eine Bauholznotiz, die besagt, dass die Schwestern zu St. Joseph «zu Wölbung ihrer Kirchen» 4 Stück Träm, 20 Stück Rafen und 22 Stück Riegel erhalten haben. Von den Altarbildern, die alle von gleicher Künstlerhand stammen, ist dasjenige des nördlichen Seitenaltars 1747 datiert (siehe auch Jahrbuch für Solothurnische Geschichte, Band 62/1989, Seite 274/275). Der Stuck ist stilistisch dem Rokoko verpflichtet. Man darf also davon ausgehen, dass die ganze Neugestaltung im Hinblick auf das Hundertjahrjubiläum des Klosters, das 1752 gefeiert wurde, erfolgte.

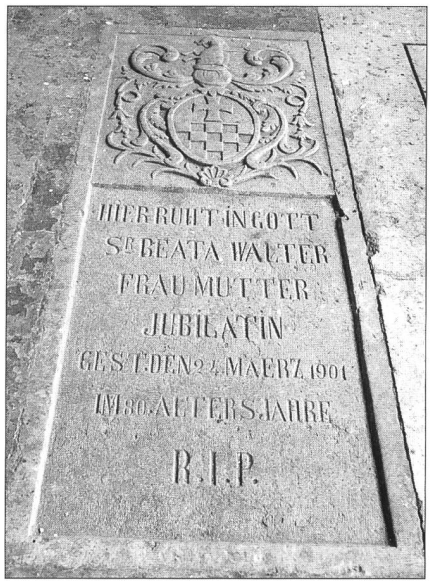


Abb. 9 Grabplatte im Chor, 1901 für die im 80. Lebensjahr verstorbene Frau Mutter Beata Walter umgearbeitet. Das Familienwappen der Schwaller zeugt von einer früheren Verwendung im 18. Jahrhundert.

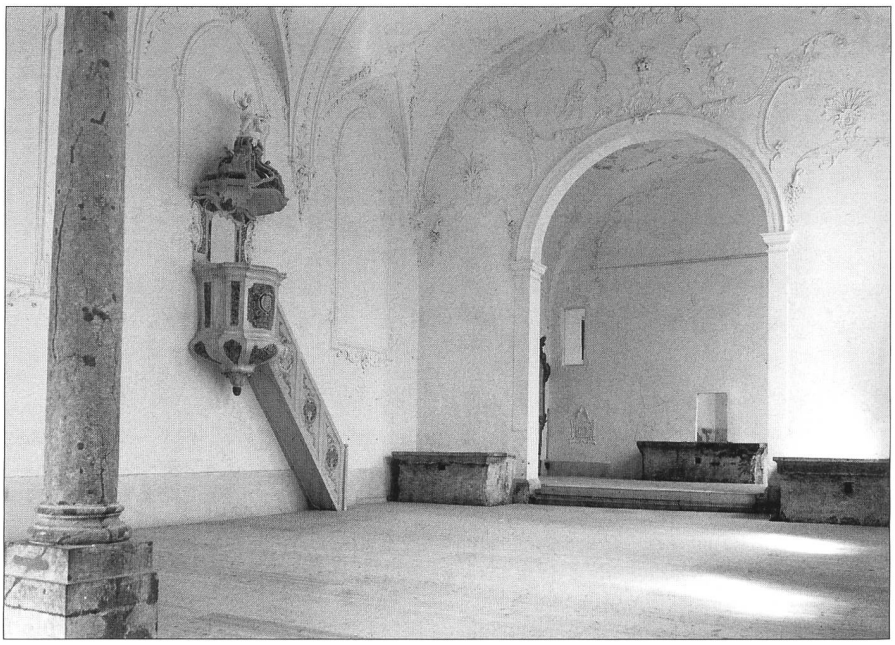


Abb. 10 Das Innere der alten Klosterkirche nach der Restaurierung der Raumhülle und mit dem neuen Bretterboden.

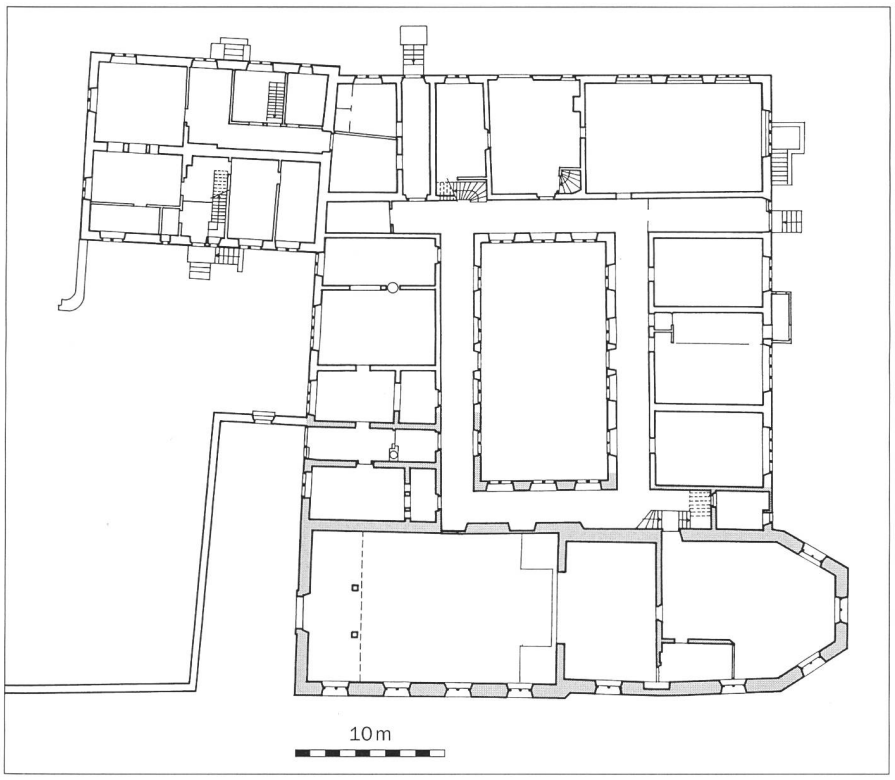


Abb. 11 Grundriss des ehemaligen Klosters St. Joseph. Grau gerastert die heute noch stehenden Reste.

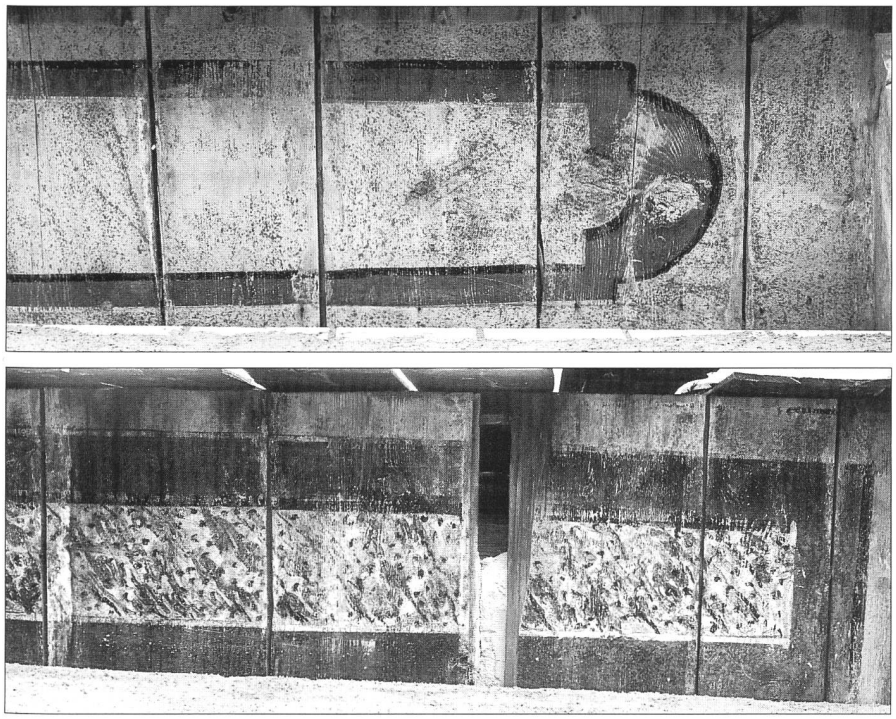


Abb. 12/13 Bemalte Balkendecken in den seit 1964/65 stehengebliebenen Resten des Klosters. Oben im Bereich des westlichen Kreuzgangarms, unten im klosterseitigen Teil des Sprechzimmers.

Die 1995/96 durchgeführte Stuckrestaurierung umfasste die Sicherung, Reinigung und einen Neuanstrich (gespritzt als dünner Film) mit Leimfarben. Das statisch gesicherte Flachtonnengewölbe über dem Schiff weist eine für unsere Gegend seltene Konstruktionsart auf. Es handelt sich weder um ein massives Backsteingewölbe, noch um ein Gipsgewölbe mit Holz- und Lattenrost, sondern um eine nur rund 8–10 Zentimeter starke Konstruktion aus zwei Schichten von flach verlegten Dachziegeln, die mit einem Kalk- oder Stuckmörtel auf eine nachträglich wieder entfernte Schalung verlegt worden sind. Die Schubkräfte des Gewölbes, die sich im Dachfussbereich konzentrieren, werden von diagonal durch den Dachraum montierten Bundbalken aufgenommen. Sie sind wahrscheinlich nachträglich zusammen mit dem Gewölbe in die ältere Dachkonstruktion aus der Bauzeit der Kirche eingezogen worden.

Ofenkacheln

Zwei Fundkomplexe aus Ofenkacheln aus zwei verschiedenen Epochen zeugen einerseits aus der Zeit vor dem Klosterbau und andererseits von ersten grösseren Erneuerungen um die Mitte des 18. Jahrhunderts, die wahrscheinlich ebenfalls im Zusammenhang mit dem Hundertjahrjubiläum des Klosters stattfanden.

Der ältere Kachelkomplex stammt aus einer Planie, die im Schiff zur Bauzeit der Kirche eingebracht wurde. Wir fanden sie beim Anlegen eines kleinen Sondierschnittes ganz vorne im südlichen Bankfeld. Es handelt sich um reich ornamentierte, reliefierte und grün glasierte Kacheln eines Renaissanceofens (Abb. 6). Sie lagen in der Bauschuttplanie neben Ziegeln, Backsteinen und Abbruchmörtel. Der Bauschutt kann von einem früheren privaten Gebäude stammen, das entweder an der Stelle des Klosters oder in unmittelbarer Nähe stand.

Der jüngere Kachelkomplex stammt von Öfen, mit denen Räume im alten Kloster beheizt wurden. Diese Öfen sind vor dem Klosterabbruch 1963 zum Teil fotografiert worden. Die teils stark beschädigten Füllkacheln besitzen flache Blätter und sind alle blau auf weiss dekorativ bemalt. Als Sujets finden sich Nelken, Tulpen, Rosen und andere zum Teil phantastische Blumen, die von einem Rahmenwerk umfasst sind, das stilistisch an späte Rokokoformen erinnert. Einzelne Fries-, Lisenen- und Gesimskacheln sowie eine Palette von Abdeckplatten und zwei balusterförmigen Füsse stammen mit Sicherheit aus einer der bekannten Hafnereien der Familie Wysswald (Abb. 7).

Inventar und Schutz der Grabplatten

Im Schiff und im Chor der Kirche sind die Böden teilweise mit Grabplatten belegt (Abb. 8). Im Schiff sind zahlreiche Klosterschwestern bestattet, und im Chor liegen unter den grösseren und geschmückten Platten die Gräber von Visitatoren, Gönnern und Oberinnen (Abb. 9). Durch die Bestattungen ist der Boden stellenweise uneben geworden. Da die Kirche künftig vorwiegend profanen Zwecken dienen wird, sind im Schiff und im Chor unterlüftete Bretterböden verlegt worden. Damit sind die Grabplatten künftig geschützt (Abb. 10). Sie wurden vor dem Verlegen der Bretterböden fotografisch dokumentiert, transkribiert und sind Interessierten damit erschlossen.

Dekorationsmalereien aus der Bauzeit des Klosters

Vom alten Kloster blieb nach den Abbrucharbeiten von 1964/65 als letzter Rest nur der südliche Kreuzgangarm der Kirche entlang und ein Abschnitt des Konventbaus mit der ehemaligen Klosterpforte stehen (Abb. 11). Dessen Nordgiebel war mit einer provisorischen Bretterverschalung verschlossen. Um den Bestand der noch erhaltenen Bauteile zu sichern, wurde der Giebel nun mit einer neuen, isolierten Verschalung versehen. Dabei nutzte man die Gelegenheit, um im ersten Obergeschoss im Bereich des alten Korridors zum Zellentrakt und darüber im Estrich grössere Tore einzubauen. Sie werden die spätere Nutzung dieses Gebäudeteils erleichtern.

Bei den Bauarbeiten wurde der Blick auf ältere Dekorationsmalereien frei, welche die Decken der Parterreräume schmücken. Die Balkendecken waren ursprünglich sichtbar und mit einfachen, marmorierten Feldern bemalt. Die Malereien weisen eine erstaunliche Frische auf, was wohl darauf zurückzuführen ist, dass sie nur über einen relativ kurzen Zeitraum hinweg sichtbar waren. Stilistische Gründe sprechen nämlich dafür, dass die jetzigen Gipsdecken schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eingezogen und die Dekorationsmalereien aus der Bauzeit damit verdeckt wurden. Wir beschränkten uns darauf, die Malereien fotografisch zu dokumentieren (Abb. 12 und 13). Zu den Deckenmalereien gehören aufwendiger gestaltete Tür- und Fensterumrahmungen in Grautönen, die an verschiedenen Stellen im alten Kreuzgang und darüber im Korridor zum Zellentrakt punktuell sichtbar sind.

Markus Hochstrasser

Summarischer Quellennachweis

Staatsarchiv Solothurn: RM (Ratsmanual) 148/1644/240, 253, 653. RM 149/1645/621, 622. RM 150/1646/62, 452, 588. RM 156/1652/491. RM 240/1737/973. «St. Ursenglocken», Nr. 27, 28, 29, dreiteiliger Beitrag zum 300jährigen Bestehen des Klosters St. Joseph, von Adele Tatarinoff (leider ohne Quellennachweis).

Stuckrestaurierung: Remo Frigerio, Solothurn
Beratungen: Josef Regli, Schwyz
Eidg. Experte: Alfred J. Hämmerli, Wettingen

Solothurn, Schaalgasse 1

Parallel mit dem Umbau des Schulhauses am Land zur Jugendherberge ist auch das nördlich anstossende Haus Schaalgasse 1 gründlich saniert worden. Die Liegenschaft gehört ebenfalls der Einwohnergemeinde und enthält im obersten Geschoss seit längerer Zeit eine Abwartswohnung. Wesentliche bauliche Veränderungen erforderte der Neubau der Treppenanlagen und die Neugestaltung des mitten im Haus liegenden Lichtschachtes, die beide zu einer deutlichen Aufwertung der Wohnqualität führten. Diese wurde zudem durch eine Neueinrichtung von Bädern und Küchen sowie die Renovation der Wohnräume und der Fassaden verbessert (Abb. 1, 2).

Abb. 1 Solothurn, Schaalgasse 1, Hoffassade, vor...

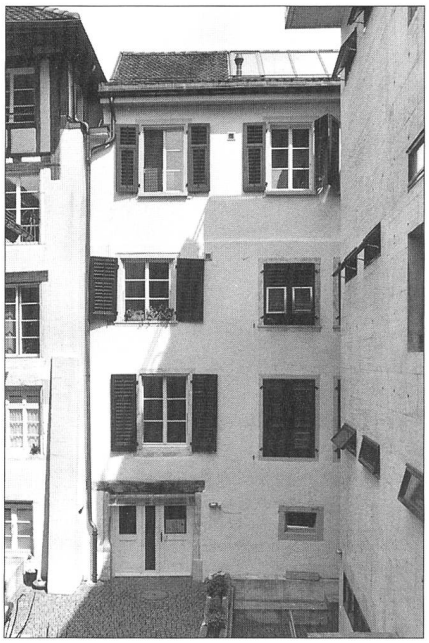


Abb. 2 ...und nach der Renovation.

Baugeschichtliche Beobachtungen

In der nördlichen Brandmauer des ehemaligen Schulhauses am Land konnte der Rest einer älteren Südmauer zur Liegenschaft Schaalgasse 1 gefasst werden (vgl. Seiten 120–122). Im Hausgrundriss fällt zudem eine massive, längslaufende Trennwand auf, die zu einigen Fragen Anlass gibt: War die Grundrisszone nördlich dieser Mauer, die heute den Korridor in den Innenhof enthält, ursprünglich ein selbständiges Haus, oder befand sich hier seit jeher ein Hofzugang, vielleicht ursprünglich sogar ein offenes Gässchen (Abb. 3)? Die heutige Gebäudetiefe von 18,5 Metern ist das Resultat einer nachträglichen Erweiterung des Hauses nach der Hofseite hin. Die alte Gebäudetiefe von 13,5 Metern ergibt sich aus den Resten der alten Südwand, aber auch aus einer Wunde, die im Erdgeschoss in der nördlichen Brandmauer, im Korridor, im Bereich des Wandabsatzes, beobachtet werden konnte. Der mit Backsteinen gewölbte Keller im Südwestbereich des Grundrisses entstand zusammen mit der hofseitigen Erweiterung des Hauses, denn er setzt den Abbruch der alten Hoffassade voraus. Der Keller war zeitweise von Süden her durch eine rundbogige Tür erschlossen. Dieser Zugang führte zu Nutzungskonflikten, wie einer Notiz im Ratsmanual von 1638 zu entnehmen ist. Im Zusammenhang mit dem Treppenhaus- und Lichtschachtneubau wurde der Keller im Ostteil zerstört.

Da im ganzen Haus die bestehenden Wandverputze, Gipsdecken und Bodenbeläge beibehalten wurden, konnte keine gründliche Bauuntersuchung vorgenommen werden. Die geschilderten Ergebnisse stellen die Summe weniger Einzelbeobachtungen dar.

Besitzergeschichte

Die Quellen, die im historischen Grundbuch erfasst sind, deutlicher noch die Korrelationsliste, die sich damit erarbeiten liess, belegen, dass das Haus längere Zeit im Besitz der Familie Byss war. Zwei Scheunen an der Löwengasse, die heutigen Häuser Löwengasse 18 und 20, waren ursprünglich Bestandteil der Liegenschaft. Während die westliche Scheune schon 1640 an den damaligen Löwenwirt Urs Steiner veräussert wurde, blieb die östliche noch lange mit dem Wohnhaus verbunden. So zeigt noch der Katasterplan von 1870 eine Verbindungslaube zwischen den beiden Häusern Schaalgasse 1 und Löwengasse 20 (Abb. 3).

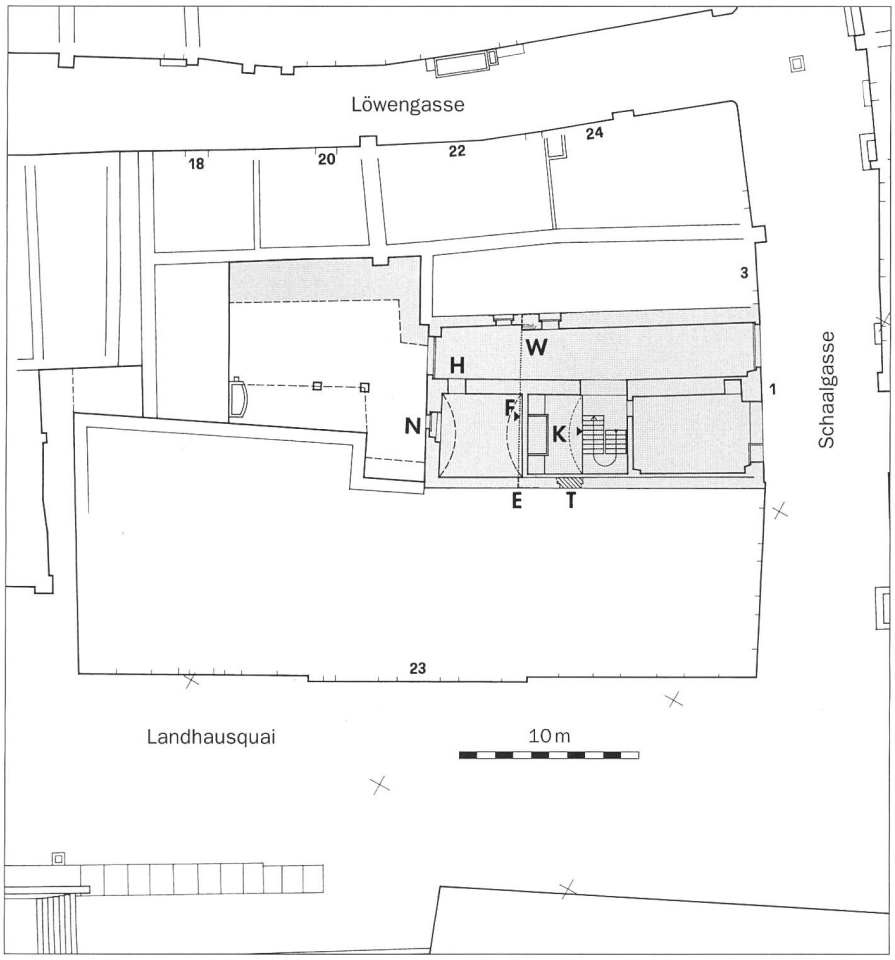


Abb. 3 Situationsplan der Liegenschaften zwischen Landhausquai, Schaalgasse und Löwengasse. Grau gerastert das Haus Schaalgasse 1 und die alte Verbindungslaube, wie sie im Katasterplan von 1870 eingezeichnet ist. **K** = Keller mit Backsteingewölbe in seiner Ausdehnung bis 1993. **W** = Wunde der alten Hoffassade, **E** = Südwestecke vor der hofseitigen Erweiterung des Hauses, **F** = alte Hoffassadenflucht, **T** = Kellertür, wahrscheinlich 1637/38 zugemauert, **N** = neuerer Kellerzugang, **H** = heutiger Zugang.

Die Besitzerliste lässt sich ab 1637 bis zum heutigen Tag lückenlos aufzeigen:

?–1637	Hans Jakob Byss
1637–1644	Wolfgang Byss
1644–1727	Erben des Wolfgang Byss
1727–?	Joseph Dürholz, Bäcker
?–?	Urs Joseph Dürholz, Notar (1745 erwähnt)
?–1813	Peter Dürholz und Erben
1813–1859	Anton Fuchs, Küfer
1859–1889	Fritz Fuchs, Küfer
1889–1897	August Fuchs
1897–1911	Louis Chicherio-Russi, Kaufmann
1911–1914	Margaritha Parpan-Chicherio
1914–1932	Bregger, Nussbaum + Cie. (Wengi CO.)
1932–1937	Gottlieb Nussbaum, Kaufmann
1937–1950	Wwe. Marianna Nussbaum-Richard und Nachkommen
1950–1962	Hugo Nussbaum, Kaufmann
seit 1962	Einwohnergemeinde Solothurn

Markus Hochstrasser

Summarischer Quellennachweis

Staatsarchiv Solothurn: RM (Ratsmanual) 141/1637/540. 145/1641/269, 277. 144/1640/349. GP (Gerichtsprotokolle) 1727–1728, Bd. 7, 243, 244. IT (Inventare und Teilungen) 1737–1741, Bd. 36, Nr. 23. GP 1744–1747, Bd. 14, 391. Kataster 1802, Nr. 286. Fertigungen 1803–1828, I., 170. Grundbuchamt Solothurn, Grundbuch Nr. 570 und Supplementband III/98.

Solothurn, Schaalgasse 2

Das ehemalige Schiffleute-Zunfthaus ist letztmals 1971 gründlich renoviert und umgebaut worden. Bei diesem Anlass blieb vom Interieur nur das barocke Treppenhaus intakt erhalten. Das kunstvoll geschmiedete Treppengeländer, das den Lauf vom Erdgeschoss ins erste Obergeschoss begleitete, war unbemerkt demontiert worden und galt seither als verschollen.

Ein Fund und ein Vorhaben

Beim Abbruch des Kinos «Elite» am Börsenplatz im Jahr 1986 kam im Estrich das geschmiedete Treppengeländer der Schiffleutezunft wieder zum Vorschein. Der Eigentümer, dem auch das alte Zunfthaus gehört, hatte es offenbar hier deponieren lassen. Im gegenseitigen Einverständnis wurde das Geländer vorerst ins Depot der Kantonalen Denkmalpflege gezügelt mit dem Vorhaben, dieses dereinst wieder an seinem ursprünglichen Ort zu montieren. Zehn Jahre später konnte dieses Vorhaben in die Tat umgesetzt werden.

Abb. 1 Solothurn, Schaalgasse 2, Geländer zum längeren Treppenlauf, Gesamtansicht vor der Restaurierung. Im mittleren Sektor das Wappen der Schiffleutezunft.

Beschaffenheit und Datierung

Entsprechend der Zweiläufigkeit der Treppenanlage besteht auch das Geländer aus zwei Teilen. Das Element, das den zwölf Stufen enthaltenden Lauf bis auf das Zwi-

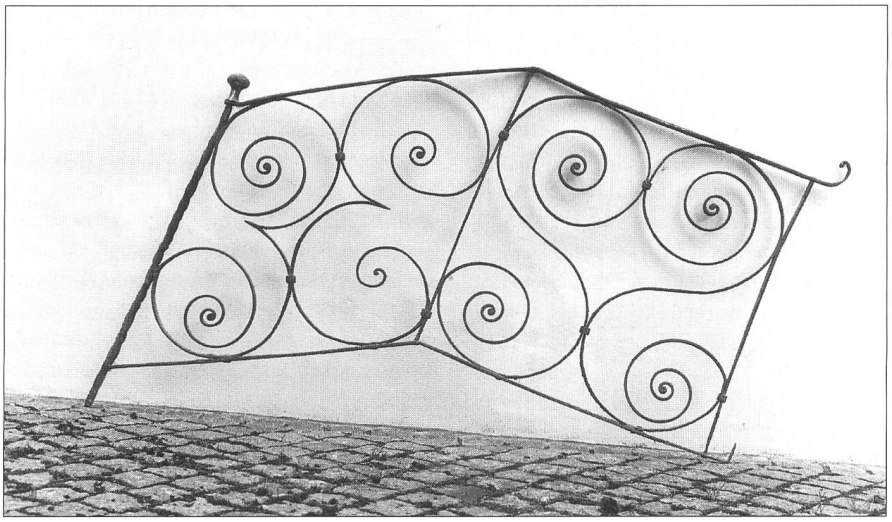


Abb. 2 Das Geländerelement, das vom Zwischenpodest auf das Niveau des ersten Obergeschosses führt. Zustand vor der Restaurierung.

schenpodest begleitet, ist in fünf Sektoren geteilt. Im mittleren Sektor findet sich das Wappen der Schiffleutezunft, bestehend aus Anker, Ruder und Stachel. Die übrigen Sektoren enthalten volutenförmige Dekorationsmotive in barocker Manier (Abb. 1). Vom Zwischenpodest führen vier weitere Tritte auf das Niveau des ersten Obergeschosses. Das begleitende Geländer ist von einfacherer Ausführung und zeigt in zwei Feldern volutenartige Dekorationen, die in spiegelbildlicher Anordnung E- und S-förmig geschmiedet sind (Abb. 2). Beide Geländer sind von spiralig gewundenen senkrechten Endstäben mit Messingknauf begrenzt. Die Geländer bestehen aus handgeschmiedeten Flachbändern.

Zur Restaurierung

Die stark angerosteten Geländerelemente waren bei der seinerzeitigen Demontage oder später beim Transportieren verbogen und teilweise beschädigt worden. Einzelne Teile waren abgebrochen und fehlten; Verbindungen und Nieten hatten sich gelöst.
Das Flacheisen, auf dem der Handlauf aus Holz einst montiert war, musste ersetzt werden, die fehlenden Teile wurden nachgeschmiedet und angeschweisst, die Elemente gerichtet und alle Verbindungen repariert. Dann wurden die Geländer sandgestrahlt, spritzverzinkt und patiniert. Die Messingknäufe mussten lediglich aufgefrischt werden, anschliessend konnte die Wiedermontage erfolgen (Abb. 3).

Schlussbetrachtung

Mit der Wiedermontage des Schmiedeeisengeländers hat das alte Schiffleute-Zunfthaus einen wichtigen Teil seiner Ausstattung zurückerhalten. Einmal mehr zeigte sich, dass sich die Führung eines Materialdepots durch die Denkmalpflege lohnen kann. Unsere Anstrengungen allein genügen jedoch nicht, vielmehr sind auch das Verständnis und der Wille für Investitionen seitens der Hauseigentümer nötig. Im vorliegenden Fall spielte die Zusammenarbeit reibungslos, was wir dankend vermerken dürfen.

Markus Hochstrasser

Abb. 3 Geländer nach der Wiedermontage von 1996.

Schmiedearbeiten: Heinz Blaser, Bellach

Solothurn, Schaalgasse 3

Das der Einwohnergemeinde Solothurn gehörende Haus ist 1992/93 gründlich renoviert worden. Dabei mussten die Decken über den gassenseitigen Zimmern und über den dahinterliegenden gefangenen Küchen im Erdgeschoss sowie im ersten und zweiten Obergeschoss ersetzt oder neu verlegt werden (Abb. 2). Nach der Demontage der jüngeren Gipsdecken kamen in den Zimmern im ersten und zweiten Obergeschoss Bohlendecken zum Vorschein, die genauer untersucht wurden (Abb. 3). Die interessanten Decken blieben schliesslich auf unsere Initiative hin am Ort erhalten.

Die Bohlendecke im ersten Obergeschoss

Die acht Zentimeter starken und teilweise mehr als 70 Zentimeter breiten Tannenholzbohlen über der Stube sind Nut in Kamm gefügt und längs durch den Raum gespannt. Sie liegen hinten auf der Stubenrückwand und vorne an der Fensterfront auf einem profilierten Unterzug auf, der in die Brandmauern eingefügt ist (Abb. 4 und 6). In der Raummitte lag die Decke ursprünglich auf einem zusätzlichen Unterzug auf. In einer ersten Benützungsphase waren die Bohlen mit einer rotbraunen, dünnen Lasur gestrichen. Die

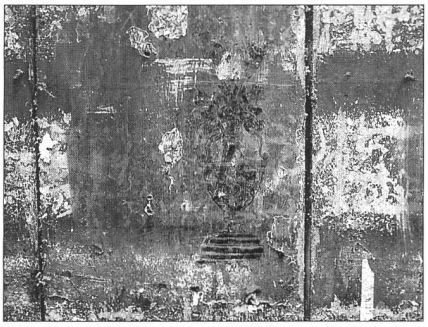


Abb. 1 Solothurn, Schaalgasse 3, Ausschnitt aus der Holzmasertapete, hier dekoriert mit einem einzeln aufgeklebten Holzschnitt, der eine Blumenvase darstellt.

Abb. 2 Blick ins Innere des Hauses Schaalgasse 3 nach der Demontage der Balkendecken im Küchenbereich, 15. Mai 1992.

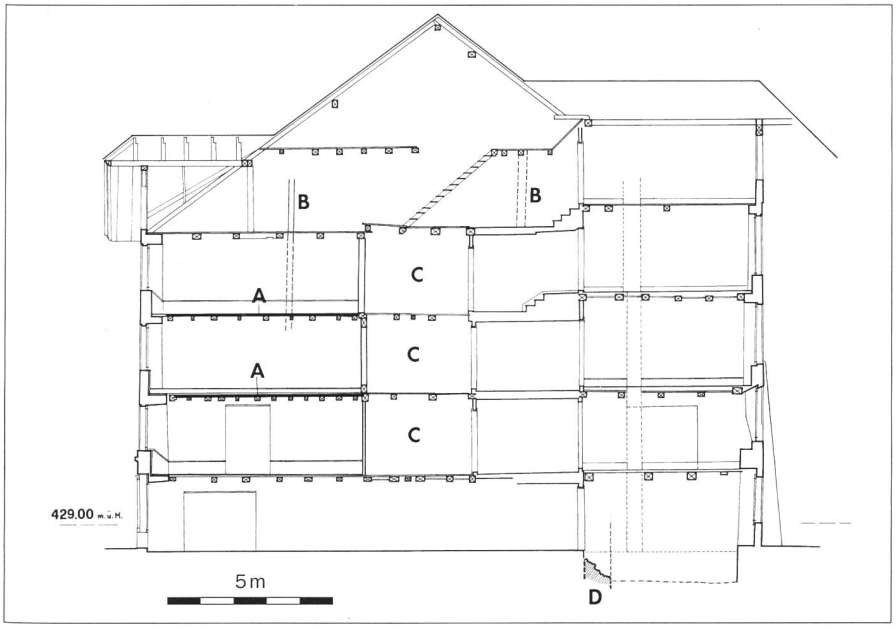


Abb. 3 Querschnitt durch das Haus, Blick nach Süden.
A = Bohlendecken aus dem frühen 16. Jahrhundert, **B** = Ständerbalken einer älteren Dachkonstruktion, **C** = ehemalige Küchen, **D** = Fundament einer älteren Hoffassade.

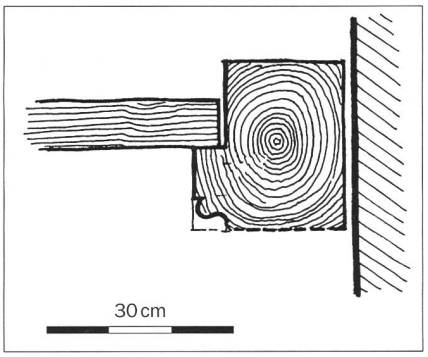


Abb. 4 Profilaufnahme des Unterzugs, der an der Fensterseite das Auflager für die Bohlenbretter bildet.

Abb. 5 Wasserzeichen einer Berner Papiermühle (um 1600?).

dendrochronologische Untersuchung des Holzes hat gezeigt, dass es sich um Tannenholz (Abies alba) handelt, das im frühen 16. Jahrhundert (um 1510) gefällt und bald danach verbaut worden ist (Dendro 402–411 SO).

Eine Holzmasertapete

Nach zwei, drei Generationen wurde die Decke vollflächig tapeziert. Dazu verwendete man mit einer Holzmaserung bedruckte Büttenpapierbogen mit den Abmessungen von 32,3 bis 32,7×43 Zentimetern. Die Papierbogen tragen Wasserzeichen, die sie als Produkte einer Berner Papiermühle ausweisen (Abb. 1 und 5). Der Erhaltungszustand der Tapete war miserabel. Dennoch entschied die Denkmalpflege, die ganze Tapete abzulösen, musste doch die Bohlendecke statisch überholt und neu gerichtet werden. Der Bestand ist zudem zeichnerisch und fotografisch dokumentiert worden (Abb. 7).

Abb. 6 Die Bohlendecke über der Stube im ersten Obergeschoss, Zustand vor der Renovation, 15. Mai 1992.

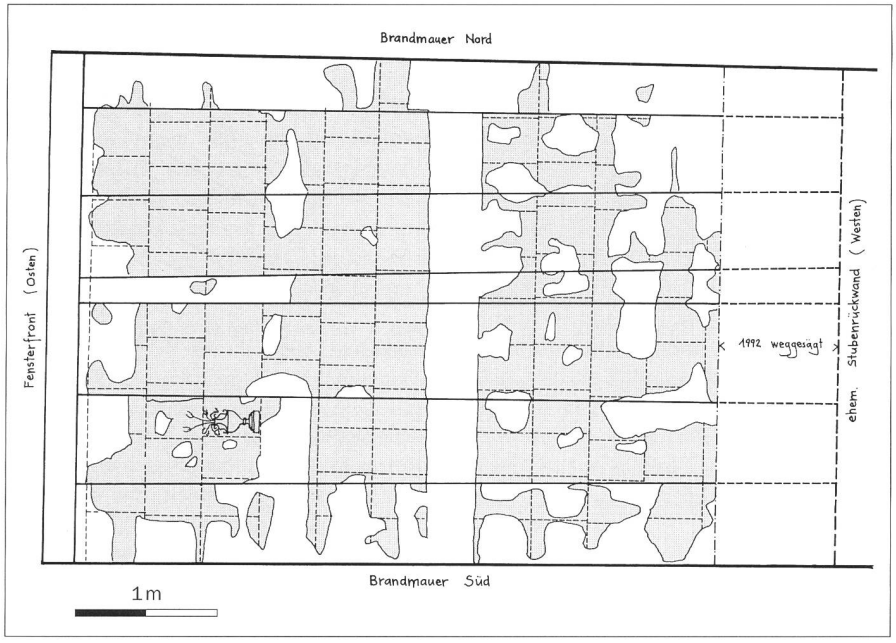


Abb. 7 Planaufnahme der Stubendecke im ersten Obergeschoss. Gestrichelt eingezeichnet die Papierbogen, grau gerastert Partie mit vollflächig erhaltener Tapete.

Spuren eines Umbaus um 1737

Die dendrochronologisch untersuchten Deckenbalken im Küchenbereich sind aus Tannen- und Fichtenholz geschaffen. Sie sind wahrscheinlich 1736 gefällt und 1737 verbaut worden (Dendro 413, 416, 418 SO). Interessanterweise kann für 1737 eine Handänderung ermittelt werden, die den Anlass für die Umbauarbeiten gegeben haben dürfte. Offenbar ist das Haus erhöht und mit dem heutigen Dach versehen worden. Etliche Fragen zur Entwicklung des Baukubus bleiben jedoch vorläufig offen. Spätere Generationen werden somit noch einiges zu entdecken haben.

Besitzergeschichte

Das historische Grundbuch und die damit erstellte Korrelationsliste lassen die Besitzer einigermassen lückenlos bis ins späte 17. Jahrhundert zurückverfolgen. 1694 war Urs Wysswald Besitzer, danach sind die folgenden Personen Eigentümer:

?–1719	Anna Katharina Bürgi-Wysswald und Johann Victor Wysswald
1719–1737	Michel und Anna Maria Schürmann-Altermatt
1737–1745	Urs Joseph Schürmann, Drechsler
1745–1820	Joseph Würtz, Einlässer (Glaser) und seine Nachkommen, zuletzt der verschollene Ludwig Wirtz, Glaser
1820–1829	Joseph Ignaz Wirz, Arzt und Zunftwirt zu Schmieden
1829–1832	Gertrud Wirz-Vogelsang
1832–1862	Georg Mäder, Flachmaler
1862–1876	Emma Bläsi-Mäder
1876–1894	Jakob Kaelin, Architekt
1894–1896	Gottfried Hausener, Käsehändler von Amsoldingen
1896–1899	Witwe Margaritha Hausener-Hämmerli
1899–1901	Christian Schürch, Landwirt, und David Haueter, Käser
1901–1903	Josef Köpfli, Käser
1903–1904	Isidor von Ah, Milch- und Butterhändler
1904–1915	Christian Schürch, Landwirt, und Josef Sollberger, Milch- und Butterhändler
1915–1919	½-Anteil des Christian Schürch an Erben Schürch
1919–1931	½-Anteil der Erben Schürch an Josef Sollberger
1931–1933	Johann Sollberger, Handlanger
1933–1948	Gottlieb Sollberger, Ingenieur in Frankfurt am Main
1948–1973	Erbengemeinschaft des Gottlieb Sollberger
seit 1973	Einwohnergemeinde Solothurn

Markus Hochstrasser

Summarischer Quellennachweis:

Staatsarchiv Solothurn, RM (Ratsmanual) 198/1694/511. GP (Gerichtsprotokolle) 1719–1723, Bd. 4, 33. IT (Inventare und Teilungen) 1737–1741, Bd. 36, Nr. 22 + 23. RM 243/1740/620. GP 1744–1747, Bd. 14, 391. IT 1769–1771, Bd. 51, Nr. 41. IT 1794–1796, Bd. 62, Nr. 37. Kataster 1802, Nr. 285. IT 1819-1826, Bd. 78, Nr. 1. RM 318/1819/340. GSt. (Ganten und Steigerungen) 1819–1820, Nr. 23. RM 328/1829/156.

Grundbuchamt Solothurn, Grundbuch Nr. 571, Supplementbände I/44 und II/121.

Architektur und Bauleitung: Jörg und Sturm, Langnau i.E.
Restauratorin: Brigitta Berndt, Solothurn.
Dendroproben: H.+K. Egger, Boll BE

Solothurn, Schanzenreste unter dem Dornacherplatz

Im Rahmen von Erneuerungsarbeiten am Kanalisationsnetz wurde 1995 unter dem Dornacherplatz eine neue Röhre verlegt. Der verantwortliche Geologe hatte mit der Kantonalen Denkmalpflege schon früh Kontakt aufgenommen, so dass wir den Verlauf der Röhre mitbestimmen konnten. Wir schlugen eine leichte Verschiebung nach Osten vor, mit dem Ziel, die allenfalls noch vorhandenen Fundamente oder Joche der Grabenbrücke zum ehemaligen äusseren Berntor nicht zu touchieren. Von einem Druckschacht östlich des Hotels «Jura» aus wurden in einem Bergbauverfahren die Rohrelemente vorwärtsgepresst. Beim Vorstoss traf man auf verschiedene Reste der barocken Schanzen, die um die Vorstadt ab 1685 gebaut worden waren.
Die Kantonale Denkmalpflege hat die Befunde aufgenommen und Dendroproben entnommen. Dem Zufall war es zu verdanken, dass die Röhren-Unterkante um weniges tiefer lag als die Unterkante der Schanzenelemente.

Gegengrabenmauer, Entwässerungskanal und Torunterbau

Als erstes Hindernis traf man beim Vortrieb am 1. September auf die Grabengegenmauer. Sie war rund 120 Zentimeter stark und besass einen Mauermantel aus grossen, grob zurechtgearbeiteten Quadern. Die Unterkante liegt rund 5 Meter unter der Dornacherstrasse (vergleiche auch Beitrag Y. Backmann. S. 92). Am 5. Oktober stiess man auf den Grabenentwässerungskanal. Seine Sohle liegt rund fünf Meter unter dem heutigen Dornacherplatz. Die Seitenwände aus Kalksteinquadern ruhen auf einem schmalen Balkenrost, der auf zuvor in den weichen Untergrund eingerammten Pfählen verlegt ist.[1] Der Kanal verjüngt sich im oberen Teil seines Querschnitts; die Abdeckung besteht aus Kalksteinplatten; das Grabenniveau lag wohl knapp darüber, also rund 3,5 Meter unter dem heutigen Dornacherplatz.
Am meisten Widerstand leistete die Schanzenmauer selbst, auf die man Anfang November traf. Die neue Kanalisationsröhre durchdringt sie im Bereich des Unterbaus zum ehemaligen äusseren Berntor. Die Mauerstärke misst hier 4,2 Meter. Der Mauer ist ein breiter Balkenrost unterlegt, der auf eng in den Boden gerammten Pfählen aufliegt (Abb. 1).

Überprüfung der Katasterpläne von 1818

Vergleicht man unsere Befundaufnahmen mit den Katasterplänen von 1818, so lässt sich eine genaue Übereinstimmung feststellen. Die Originalpläne, die Teil des Bürgerarchivs sind, befinden sich jetzt im Staatsarchiv Solothurn. Sie werden uns weiterhin überall dort wichtige Dienste leisten, wo wir frühzeitig zur genauen Lage von Schanzenresten Auskunft geben müssen.
Neuere Erkenntnisse gewannen wir zur Beschaffenheit der Fundamente und zu den ehemaligen Niveauverhältnissen.
Im Fall des Dornacherplatzes werden wir, falls es zum Bau eines Parkhauses kommen sollte, Anstrengungen unternehmen, um den Abbruch der jetzt noch vorhandenen Schanzenreste zu verhindern.

Funde

Im Verlauf des Röhrenvorstosses wurden zahlreiche Keramikscherben, vorwiegend von Küchengeschirr, geborgen. Die Funde sind nicht exakt stratifiziert und geben daher höchstens als Fundkomplex einen punktuellen Einblick ins Geschirr, das am Platz Solothurn in Gebrauch war. Eine Bearbeitung steht noch aus. *Markus Hochstrasser*

Anmerkung

[1] Die Dendroproben 640 SO und 641 SO ergaben eine Datierung um 1730. Bericht Dendrolabor Egger, Boll, vom 20. August 1997.

Geologe: Henri Kruysse, Solothurn
Ingenieur: BSB Partner, Solothurn, Herr Studer

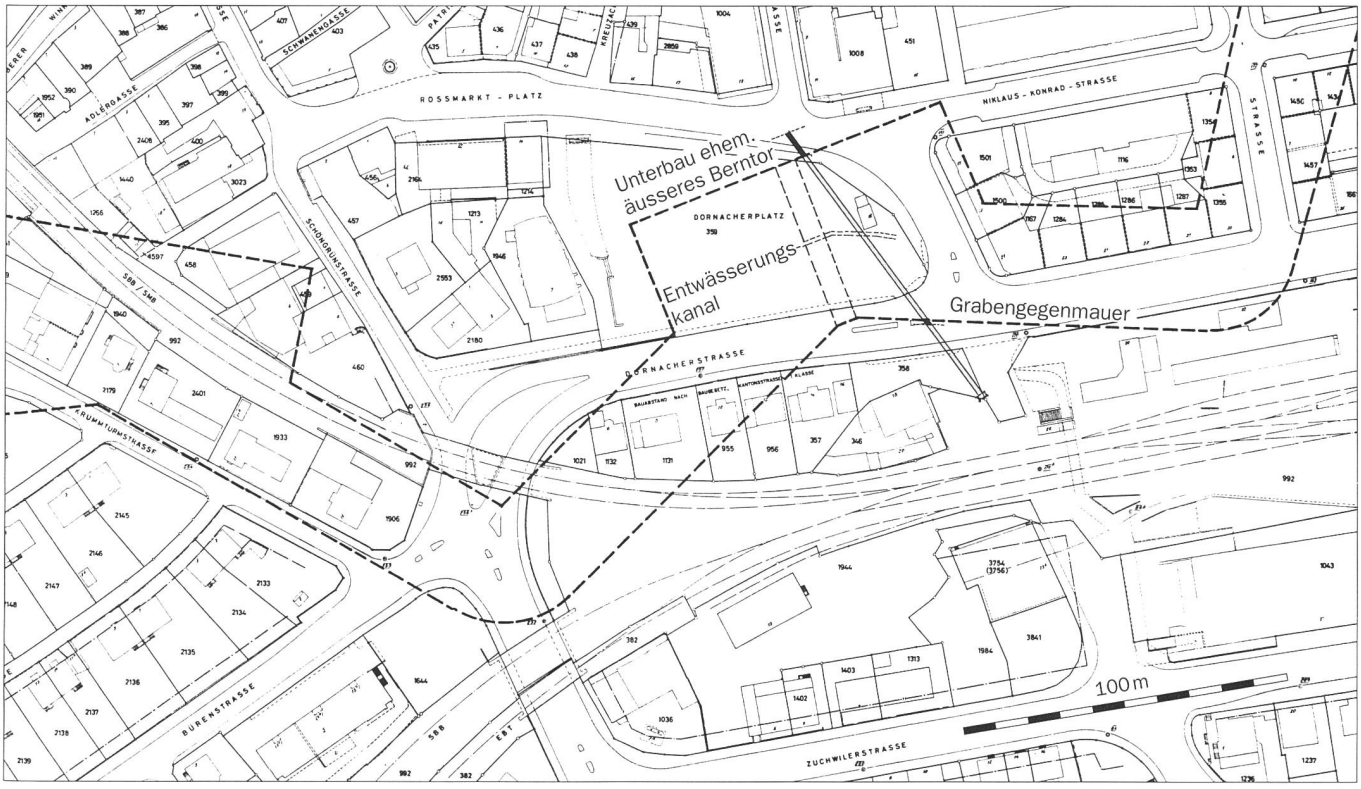


Abb. 1 Solothurn, Situationsplan Vorstadt, Bereich Dornacherplatz und nähere Umgebung. Gestrichelt eingezeichnet der Verlauf der Schanzenmauern, grau gerastert die 1995 neu verlegte Kanalisationsröhre, schwarz die durchstossenen Mauern.

Solothurn, Landhausquai 23, Jugendherberge «am Land»

1992–1994 wurde das alte Schulhaus am Land zu einer Jugendherberge umgebaut. Die neue Zweckbestimmung hatte grössere Eingriffe in die Bausubstanz zur Folge und erforderte neben einer archäologischen Untersuchung des Untergrundes auch bauhistorische Abklärungen. Diese konzentrierten sich hauptsächlich auf jene Bauteile, die noch aus der Zeit vor dem Schulhausbau von 1870 stammten.

Vorgeschichte

Das Areal der heutigen Jugendherberge befand sich früher einmal in Privatbesitz. Die Familie Byss besass hier ihr grosszügig angelegtes Sesshaus mit Nebenbauten und einem Wirtschaftshof. Das Bauensemble war wahrscheinlich im 16./17. Jahrhundert durch die Zusammenlegung verschiedener kleinerer mittelalterlicher Häuser entstanden. Die Stadtprospekte aus dem 16. und 17. Jahrhundert vermitteln einen guten Eindruck des Baubestandes (Abb. 1 und 2). Die Fundamentmauern, die bei den archäologischen Untersuchungen erfasst wurden. lassen sich ohne grössere Schwierigkeiten mit den bildlichen Quellen in Einklang bringen (Abb. 3). Zusätzlich kann aber auch die ältere, bildlich nicht überlieferte mittelalterliche Parzellierung belegt werden (Abb. 4). Sie lässt Aussagen zum Wachstumsprozess zu, der hier vorerst von Norden her nach Süden und später nach Westen erfolgte.

Eine gründliche Auswertung der Befunde durch die Kantonsarchäologie steht zurzeit noch aus.

Vom Sesshaus der Familie Byss zum neuen Kaufhaus

1631 geriet Victor Byss, der Altvogt von Falkenstein, in grössere finanzielle Schwierigkeiten. Seine Schuldenlast gegenüber den Stadtvätern betrug einige Tausend Pfund, eine für die damalige Zeit riesige Summe. Nach einer Enteignungsdrohung bot Byss den grössten Teil seines privaten Besitztums zur Schuldentilgung an, darunter auch eine erkleckliche Summe, die ihm seine Gattin in die Ehe gebracht hatte. In der Auflistung seiner Güter schlägt sein Sesshaus «alhie» mit fünf Tausend Pfund kräftig zu Buche. Die Stadtväter wurden so 1632 Besitzer des Byss-Sesshauses am Land. Der stattliche Bau wurde anfänglich an Private vermietet, bis die beiden Zöllner, die im gegenüberliegenden Landhaus ihren Dienst versahen, die Idee vorbrachten «…dass man herrn Vogt Byssen sel. Hus…» doch gut zum neuen Kaufhaus einrichten könnte. Das alte Kaufhaus lag nämlich damals noch an der Hauptgasse gegenüber dem früheren Rathaus und somit in ungünstiger Distanz zur Schifflände (heutiges Landhaus), wo sich der grösste Teil des Warenumschlags abwickelte. Nach Vorbereitungsarbeiten im Jahre 1636 erfolgte 1637/38 der Umbau des alten Byss-Sesshauses zum neuen Kaufhaus. Dabei wurde an der Stelle kleinerer Nebenbauten westlich des alten Wohnhauses ein neues, geräumiges Magazin gebaut. 1640 wurden auf Anraten des Kornmessers Kornschütten eingerichtet. Nach diesen Umbauten wurde das Erscheinungsbild weiterhin durch das mächtige ehemalige Wohnhaus mit seinem hohen Südgiebel und dem im Westen daran anstossenden Treppenturm geprägt.

Umbau und Erweiterung 1681/82 und später

1681/82 erfolgte ein Umbau, der Magazin und Kaufhaus in einem grossen Baukörper verschmolz. Das Magazin von 1637 wurde um zwei Geschosse erhöht und mit dem Kaufhaus unter ein gemeinsames Krüppelwalmdach gesetzt. Nach Süden öffneten sich im Dachraum zwei grosse Dreieckgiebel mit Aufzügen, in ihrer Achse sassen auf den einzelnen Geschossen grosse Tore zur bequemen Bedienung der Lagerräume. Die Stadtansichten des späten 17. und des 18. Jahrhunderts überliefern diesen Zustand ebenso wie die um 1860/61 entstandene Fotografie, die ab dem Dach des Berntors aufgenommen worden ist (Abb. 5–8). Das grosse Bauvolumen bot nun auch Raum für Zwecke, die nicht direkt mit dem Kaufhaus oder mit Lagerungen im Zusammenhang standen. Bis 1778 wurden hier zahlreiche Theateraufführungen durchgeführt. Ob ein ständig ein-

Abb. 1 Solothurn, Ausschnitt aus dem Stadtprospekt in der Chronik von Johannes Stumpf, Holzschnitt nach einer Vorlage aus dem Jahre 1546 von Hans Asper.
Zur besseren Lesbarkeit sind die Dachflächen der Byss-Liegenschaft grau gerastert.

Abb. 2 Ausschnitt aus dem Stadtprospekt von Sigmund Schlenrit, Kupferstich nach einer Vorlagezeichnung von Urs Küng, 1653.
Das Sesshaus der Familie Byss, mit «24» bezeichnet, nach seiner Umwandlung zum Kaufhaus. Schön ablesbar sind von links nach rechts die drei Baukörper Magazin, Treppenturm und Kaufhaus (altes Wohnhaus).

gerichteter Theatersaal existierte oder ob der Raum üblicherweise Lagerzwecken diente und nur bei Anlässen kurzfristig geräumt wurde, ist nicht bekannt.
In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erwog man verschiedene Male eine nordseitige Erweiterung des Kaufhauses durch den Ankauf des anstossenden Privathauses von Wolfgang Byss. Dieses Vorhaben konnte nie realisiert werden.
1772 musste man mit Schrecken feststellen, dass sich der Dachstuhl in einem teilweise verfaulten Zustand befand. 1774 erfolgte eine Teilerneuerung desselben, dabei wurde der westliche der beiden Aufzugsgiebel amputiert. Auf Anweisung der Bauherren zog man den Dachvorsprung weit nach Süden vor, damit «…die Güterwägen bey anhaltendem Re-

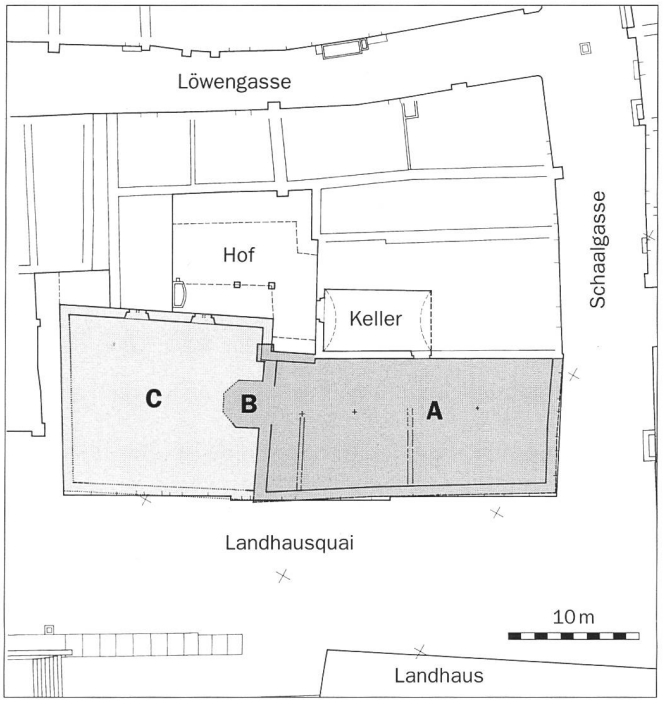


Abb. 3 Situationsplan. Die grau gerasterten Flächen markieren die Bauten des 16./17. Jahrhunderts. **G** Magazin von 1637, **F** Treppenturm, **E** ehemaliges Sesshaus der Familie Byss.

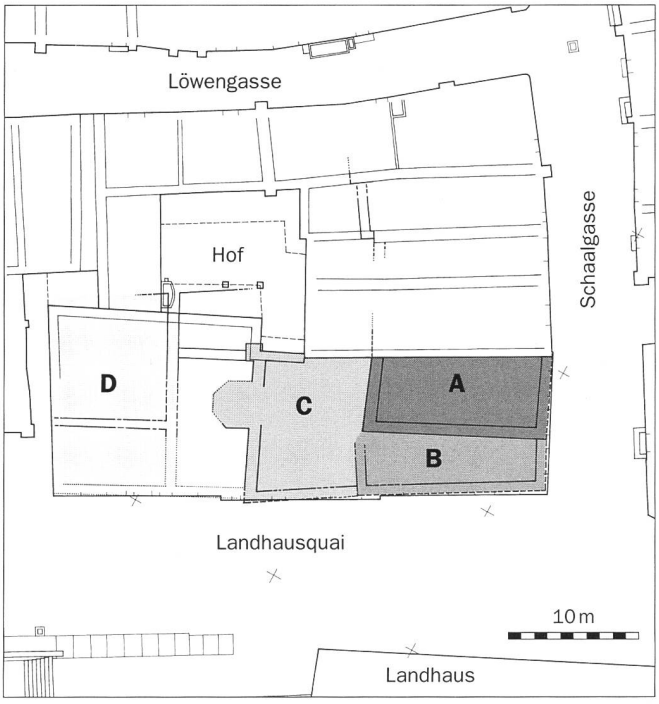


Abb. 4 Situationsplan. Die grau gerasterten Flächen markieren die mittelalterliche Parzellierung. Ältestes Haus (**A**) dunkelgrau, jüngstes Haus hellgrau (**D**). eine sichere Datierung der einzelnen Phasen wird erst nach der Ausarbeitung der Befunde durch die Kantonsarchäologie möglich sein. Tendenziell lässt sich ein Wachstumsvorgang vorerst von Norden nach Süden, später von Osten nach Westen erkennen.
Der Wachstumsschub erstreckt sich mutmasslich über den Zeitraum vom 13. bis ins 16. Jahrhundert.

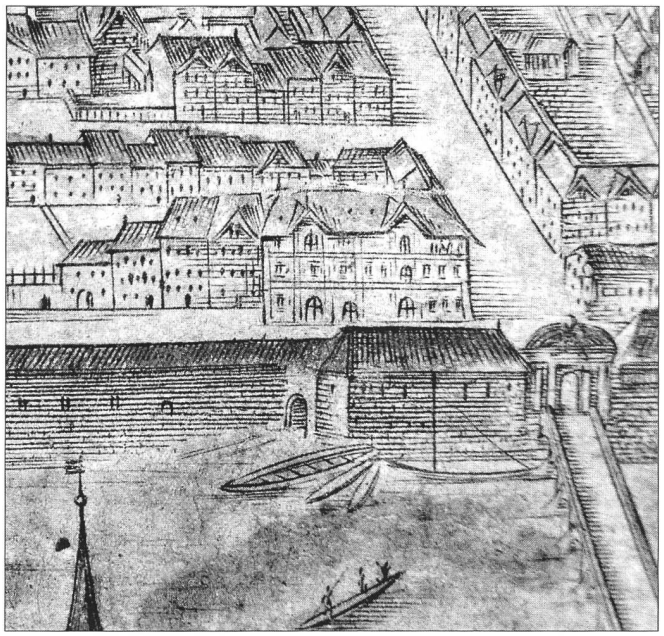


Abb. 5 Ausschnitt aus einem Stadtprospekt aus den 1680er Jahren. Das 1681/82 erweiterte Kaufhaus am Land tritt markant in Erscheinung.

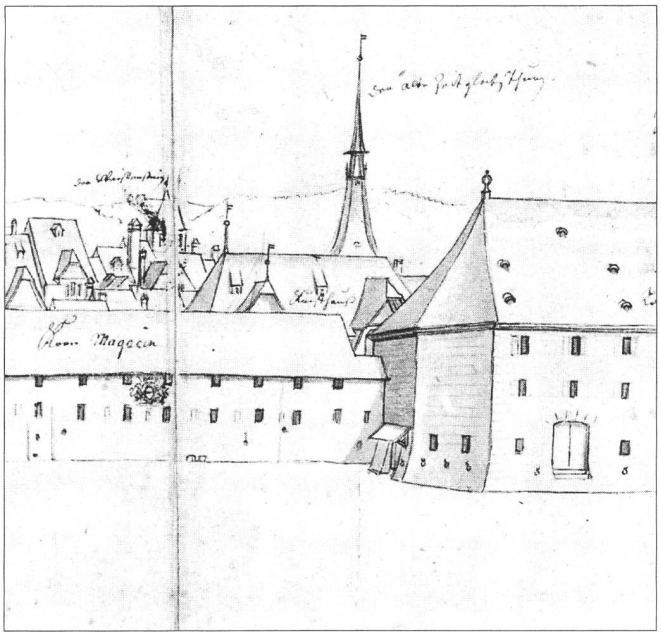


Abb. 6 Ausschnitt aus einer Panoramazeichnung von Emanuel Büchel, 1757. Blick aus der Gegend des Hürligturms hinüber zum Kaufhaus, dessen Giebel über dem Dach des Magazins direkt am Aareufer sichtbar sind.

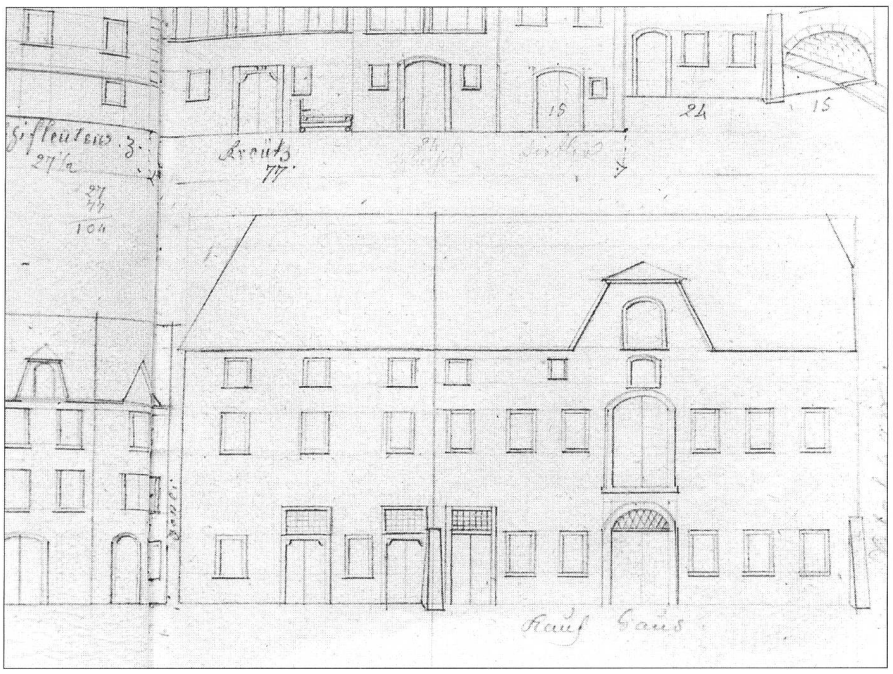


Abb. 7 Ausschnitt aus einer Bleistiftzeichnung im Skizzenbüchlein von Johann Babtist Altermatt, 1827/28. Der linke Gebäudeteil besass bis 1774 ebenfalls einen Aufzugsgiebel und enthielt einen Mehrzweckraum, der als Theatersaal diente.

Abb. 8 Blick vom Dach des Berntors Richtung Kaufhaus/Landhaus, um 1860/61.

genwetter geschirmet werden können.» Nach der definitiven Einrichtung des Theaters im alten Gymnasium (im heutigen Stadttheater) waren im Kaufhaus offenbar mehr als genug Platzreserven vorhanden. 1835 erwog man einen Neubau des Kaufhauses in bescheidenen Dimensionen (Abb. 9). Das Vorhaben wurde jedoch nicht realisiert, der grosse Baukörper blieb so in seiner Gestalt des späten 17. Jahrhunderts noch einige Jahrzehnte bestehen. Der bauliche Zustand verschlechterte sich zusehends, wohl nicht zuletzt auch deshalb, weil nach der Aufhebung von Zehnten und Zoll im Jahr 1837 kein vernünftiger Verwendungszweck mehr für die Gebäulichkeiten vorhanden war.

Das Schulhaus von 1870

In den 1860er Jahren verzeichnete Solothurn einen Bevölkerungszuwachs. 1857 hatte das moderne öffentliche Verkehrsmittel Eisenbahn Solothurn erreicht, und in den folgenden Jahren wurde im Westen der Altstadt ein neues Quartier, das Westringquartier, erstellt. Nun entstand auch ein zusätzlicher Bedarf an Schulraum. 1868/69 wurde der Zustand des alten Kaufhauses zu diesem Zweck untersucht, ein Umbauprojekt zur Umwandlung in ein Schulhaus erarbeitet, und schliesslich durch die Gemeindeversammlung ein Kredit über Fr. 70 000.– zur Realisierung des Vorhabens genehmigt. Ein Aufruf, verbunden mit einem Antrag zur Ablehnung dieses Geschäfts, blieb wirkungslos: Der Flugzettel, den die Initianten verteilten, ist ein interessantes Zeitdokument, das uns teilweise eine doch etwas simple Argumentationsweise vor Augen führt (Abb. 11). Von der Bausubstanz des alten Kaufhauses wurde soviel wie möglich übernommen. Allerdings kam man nicht darum herum, die westliche Seitenfassade teilweise sowie die West- und Südfassade vollständig neu zu errichten und einen neuen Dachstuhl zu setzen (Abb. 13). Es wurde äusserste Sparsamkeit geübt. Vom alten Bauholz wurde soviel wie möglich wiederverwendet, der Innenausbau war schlicht und das Bild geprägt von Asphaltböden in den Gängen und von Tannenriemen- und Parkettböden in den Zimmern. Ab September 1869 wurde in der Abfolge Osttrakt, Mitteltrakt und Westtrakt der Rohbau erstellt und nach ungefähr einem Jahr fertiggestellt. Noch vor Abschluss des Innenausbaus diente der Neubau im Februar/März 1871 als Notunterkunft für Soldaten der französischen Bourbaki-Armee, die im Deutsch-Französischen Krieg in der Schlacht an der Lisaine (15.–17. Januar 1871) geschlagen, in den Jura gedrängt und danach in der Schweiz interniert worden waren. Nach diesem Intermezzo erfolgte ab Frühling 1871 die Fertigstellung und zu Beginn des Jahres 1872 der Bezug.

Vom Schulhaus zur Jugendherberge

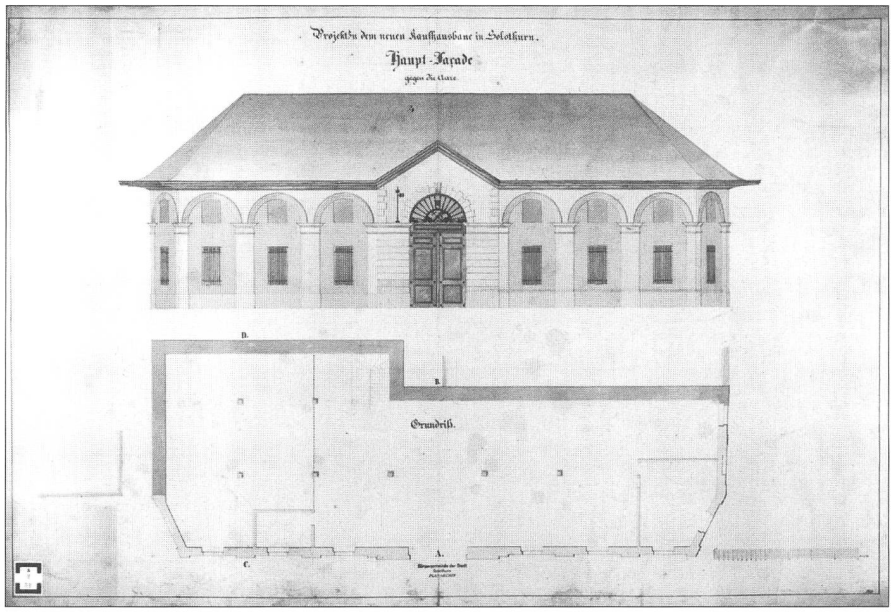
Nach über hundertjährigem Gebrauch entschied man im Rahmen neuer Schulraumplanungen, das Schulhaus am Land künftig in anderer Funktion zu benützen. Gleichzeitig entstand der Bedarf nach einer Jugendherberge, da das alte Haus bei St. Niklaus von seinen Eigentümern für andere Zwecke genutzt wurde und schon längere Zeit nicht mehr zur Verfügung stand. Um taugliche Vorschläge für eine Umnutzung des Schulhauses als Jugendherberge zu erhalten, wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, den das Langnauer Architekturbüro Jörg und Sturm gewann. Das Bauvorhaben konnte vorerst

aber nicht realisiert werden, da sich die Stadt als Gebäudeeigentümerin in kein finanzielles Abenteuer stürzen mochte. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil sich andere, grössere Gebäudesanierungen und Neubauten wie die Totalrenovation des Begegnungszentrums Altes Spital oder der Neubau des Brühl-Schulhauses in einer kostenintensiven Phase befanden. Durch lokalpolitische Ränkeleien wurde das Umbauvorhaben zusätzlich verzögert. Erst 1992, nach der Einreichung einer Motion im Gemeinderat und der nachfolgenden Zustimmung durch die Einwohnergemeindeversammlung konnte die Realisierung an die Hand genommen werden. Begreiflicherweise hatte die Funktionsänderung einige Eingriffe in die Substanz des alten Schulhauses zur Folge. Das äussere Erscheinungsbild, die Gebäudehülle mit den klassizistischen Ost-, West- und Südfassaden und das Walmdach mit dem flachen Ziergiebel, der den Mittelrisalit in der Schaufront betont, blieb vollständig erhalten. Die alte Hoffassade wurde, aus baustatischen Gründen, zusammen mit der alten Treppenanlage im Innern abgebrochen (Abb. 12). Die zuvor durchgeführten bauhistorischen Untersuchungen an diesem Bauteil liessen ihn als Konglomerat zahlreicher Bauphasen erkennen, die zum Teil wesentlich älter waren als das Schulhaus (Abb. 17).

Die neue Hoffassade, eine Eisenbetonkonstruktion, sitzt am Ort seiner Vorgängerin. Im Innern wurde die Grundrissstruktur den neuen Bedürfnissen angepasst. Im Mittelteil, der nun die Erschliessungszone enthält, wurden die Balkenlagen bis unter das Grundgebälk der Dachkonstruktion restlos entfernt. Ein neuer, von der Fassadenhülle abgelöster Stahlbau verbindet die einzelnen Geschosse mit Lift, Treppen und Zwischenpodesten. Er gibt sich als neue zeitgenössische Architekturschöpfung zu erkennen und bildet mit der neuen Rückfassade in sich eine Einheit. Im Ost- und Westtrakt blieben die alten Balkenlagen erhalten. Der Osttrakt enthält sanft renovierte Schulzimmer, die nun der Stadt für Konferenzen und Sitzungen dienen. Im Dachraum darüber liegt das Probenlokal der Stadtmusik. Im Westtrakt sind die Räume der Jugendherberge untergebracht. Die Nutzfläche wurde durch eine Absenkung des Erdgeschossbodens vergrössert, die den Einzug eines Mezzaningeschosses im Erdgeschoss ermöglichte.

Zur ältesten Bausubstanz

Im Erdgeschoss des Osttraktes wurde die Brandmauer zum nördlichen Nachbarhaus im Verlauf der Umbauarbeiten freigelegt und bauhistorisch untersucht. In ihrer untersten Partie enthält sie ein sorgfältig geschichtetes



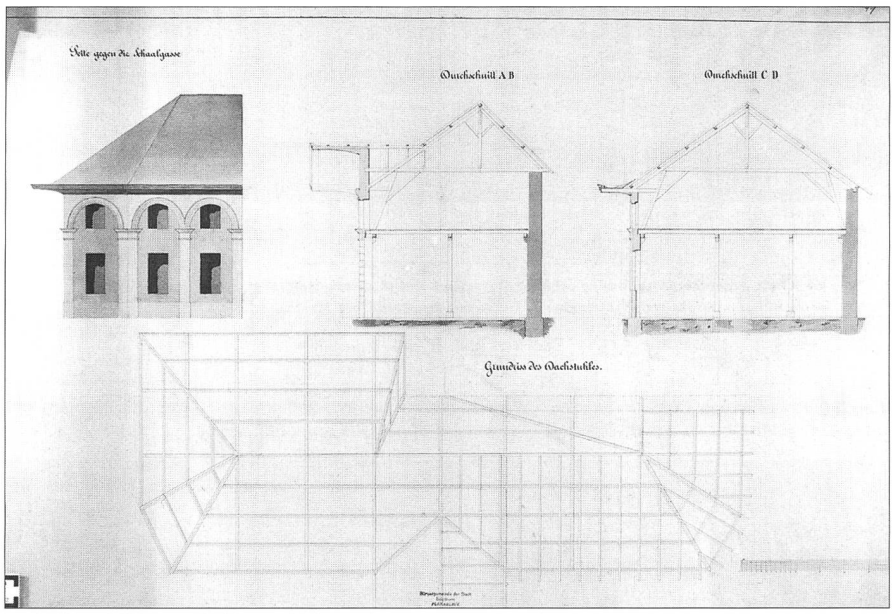
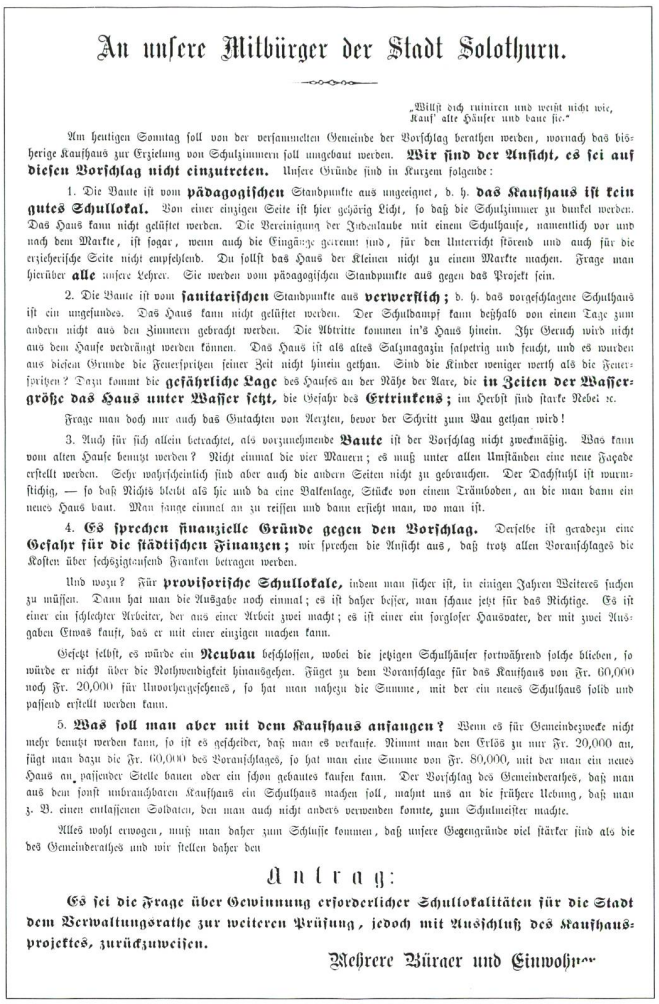


Abb. 9a, b Projektpläne zum Bau eines neuen Kaufhauses, 1835.

Abb. 10 Das 1870 neu errichtete Schulhaus am Land im Zustand nach dem Umbau zur Jugendherberge.



An unsere Mitbürger der Stadt Solothurn.

„Willst dich ruiniren und weißt nicht wie,
Kauf' alte Häuser und baue sie."

Am heutigen Sonntag soll von der versammelten Gemeinde der Vorschlag berathen werden, wornach das bisherige Kaufhaus zur Erzielung von Schulzimmern soll umgebaut werden. **Wir sind der Ansicht, es sei auf diesen Vorschlag nicht einzutreten.** Unsere Gründe sind in Kurzem folgende:

1. Die Baute ist vom **pädagogischen** Standpunkte aus ungeeignet, d. h. **das Kaufhaus ist kein gutes Schullokal.** Von einer einzigen Seite ist hier gehörig Licht, so daß die Schulzimmer zu dunkel werden. Das Haus kann nicht gelüftet werden. Die Vereinigung der Judenlaube mit einem Schulhause, namentlich vor und nach dem Markte, ist sogar, wenn auch die Eingänge getrennt sind, für den Unterricht störend und auch für die erzieherische Seite nicht empfehlend. Du sollst das Haus der Kleinen nicht zu einem Markte machen. Frage man hierüber **alle** unsere Lehrer. Sie werden vom pädagogischen Standpunkte aus gegen das Projekt sein.

2. Die Baute ist vom **sanitarischen** Standpunkte aus **verwerflich;** d. h. das vorgeschlagene Schulhaus ist ein ungesundes. Das Haus kann nicht gelüftet werden. Der Schuldampf kann deßhalb von einem Tage zum andern nicht aus den Zimmern gebracht werden. Die Abtritte kommen in's Haus hinein. Ihr Geruch wird nicht aus dem Hause verdrängt werden können. Das Haus ist als altes Salzmagazin salpetrig und feucht, und es wurden aus diesem Grunde die Feuerspritzen seiner Zeit nicht hinein gethan. Sind die Kinder weniger werth als die Feuerspritzen? Dazu kommt die **gefährliche Lage** des Hauses an der Nähe der Aare, die **in Zeiten der Wassergröße das Haus unter Wasser setzt,** die Gefahr des **Ertrinkens;** im Herbst sind starke Nebel ꝛc.

Frage man doch nur auch das Gutachten von Aerzten, bevor der Schritt zum Bau gethan wird!

3. Auch für sich allein betrachtet, als vorzunehmende **Baute** ist der Vorschlag nicht zweckmäßig. Was kann vom alten Hause benutzt werden? Nicht einmal die vier Mauern; es muß unter allen Umständen eine neue Façade erstellt werden. Sehr wahrscheinlich sind aber auch die andern Seiten nicht zu gebrauchen. Der Dachstuhl ist wurmstichig, — so daß Nichts bleibt als hie und da eine Balkenlage, Stücke von einem Trämboden, an die man dann ein neues Haus baut. Man fange einmal an zu reissen und dann ersieht man, wo man ist.

4. **Es sprechen finanzielle Gründe gegen den Vorschlag.** Derselbe ist geradezu eine **Gefahr für die städtischen Finanzen;** wir sprechen die Ansicht aus, daß trotz allen Voranschlages die Kosten über sechszigtausend Franken betragen werden.

Und wozu? Für **provisorische Schullokale,** indem man sicher ist, in einigen Jahren Weiteres suchen zu müssen. Dann hat man die Ausgabe noch einmal; es ist daher besser, man schaue jetzt für das Richtige. Es ist einer ein schlechter Arbeiter, der aus einer Arbeit zwei macht; es ist einer ein sorgloser Hausvater, der mit zwei Ausgaben Etwas kauft, das er mit einer einzigen machen kann.

Gesetzt selbst, es würde ein **Neubau** beschlossen, wobei die jetzigen Schulhäuser fortwährend solche blieben, so würde er nicht über die Nothwendigkeit hinausgehen. Füget zu dem Voranschlage für das Kaufhaus von Fr. 60,000 noch Fr. 20,000 für Unvorhergesehenes, so hat man nahezu die Summe, mit der ein neues Schulhaus solid und passend erstellt werden kann.

5. **Was soll man aber mit dem Kaufhaus anfangen?** Wenn es für Gemeindezwecke nicht mehr benutzt werden kann, so ist es gescheider, daß man es verkaufe. Nimmt man den Erlös zu nur Fr. 20,000 an, fügt man dazu die Fr. 60,000 des Voranschlages, so hat man eine Summe von Fr. 80,000, mit der man ein neues Haus an passender Stelle bauen oder ein schon gebautes kaufen kann. Der Vorschlag des Gemeinderathes, daß man aus dem sonst unbrauchbaren Kaufhaus ein Schulhaus machen soll, mahnt uns an die frühere Uebung, daß man z. B. einen entlassenen Soldaten, den man auch nicht anders verwenden konnte, zum Schulmeister machte.

Alles wohl erwogen, muß man daher zum Schlusse kommen, daß unsere Gegengründe viel stärker sind als die des Gemeinderathes und wir stellen daher den

Antrag:

Es sei die Frage über Gewinnung erforderlicher Schullokalitäten für die Stadt dem Verwaltungsrathe zur weiteren Prüfung, jedoch mit Ausschluß des Kaufhausprojektes, zurückzuweisen.

Mehrere Bürger und Einwohner

Abb. 11 Flugblatt von 1869, in dem die Gegnerschaft Argumente auflistet, die gegen einen Umbau des alten Kaufhauses in ein Schulhaus sprechen.

Abb. 12 Treppenanlage von 1870, Zustand vor dem Abbruch.

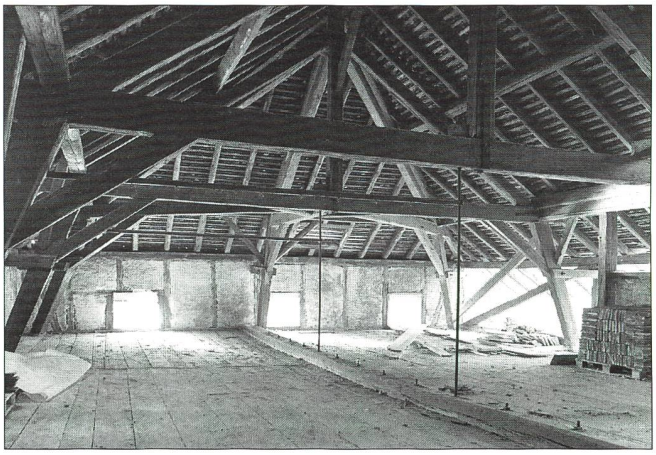


Abb. 13 Dachkonstruktion von 1870, Blick nach Westen, Zustand vor dem Ausbau.

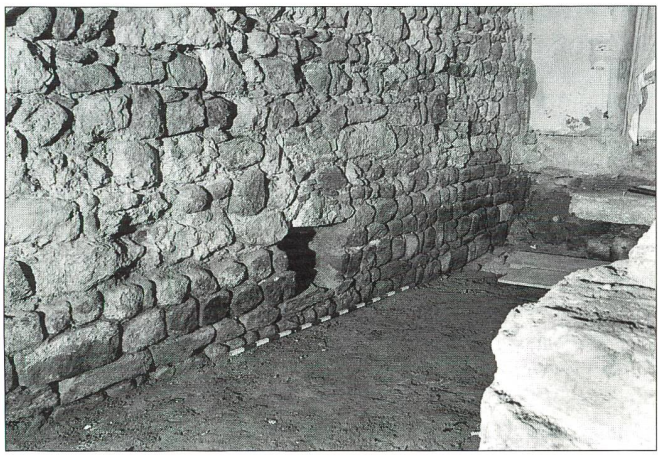


Abb. 14 Brandmauer Nord im Erdgeschoss, älteste Mauerpartie, mittelalterlich.

Mauerwerk mit kleinen Feldlesesteinen aus Gneis, das als mittelalterlich taxiert werden kann (Abb. 14). Es handelt sich dabei, wie die sauber ausgebildete Südwestecke zeigt, um den Rest einer Südwand zum nördlichen Nachbarhaus. Alle übrigen Fundamentmauern im Grundrissareal der Jugendherberge entstanden nach dieser Mauer, sie sind je jünger, um so unsorgfältiger in ihrer Machart. Über diesem ältesten Mauerwerk, dessen Unterkante nicht ergraben wurde, sitzt, stellenweise durch eine humöse Schmutzschicht getrennt, eine Wand, die durch zahlreiche Flicke, Balkenauflager, Nischen sowie Fenster- und Türöffnungen perforiert ist. Das Baumaterial dieser Wand besteht aus Feldlesesteinen, die in sauberen horizontalen Lagen geschichtet sind. Vor allem im Ostabschnitt zeigt das Mauerwerk markante Spuren einer Brandschädigung in Form abgeplatzter und geröteter Steinköpfe. Alle festgestellten Flicke und Öffnungen sind nachträgliche Störungen. Sie verraten die Geschosseinteilung früherer Vorgängerbau-

Abb. 15 Brandmauer Nord im Erdgeschoss, nach der Freilegung, Dezember 1992. Ostabschnitt, Fotomontage.

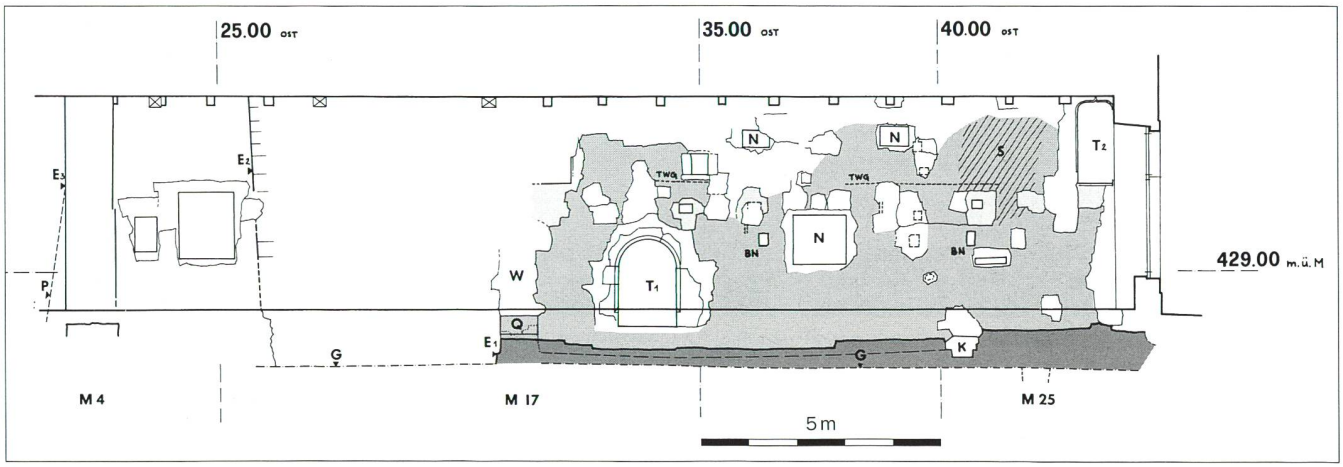


Abb. 16 Brandmauer Nord im Erdgeschoss, Bestandesaufnahme mit festgestellten Bauphasen.

	ältester Bauteil, Südwand Haus Schaalgasse 1, mittelalterlich
	zusammen mit dem Haus «A» als dessen Nordwand und im Verband mit der Mauer M 17 (Westwand Haus «A») aufgeführt.
TWG	Tagwerkgrenze
S	stark brandgeschädigte Mauerpartie
E 1	Südwestecke Schaalgasse 1, ältester Bestand
E 2	Südwestecke Schaalgasse 1, nach einer westseitigen Erweiterung des Hauses. Tuffquader.
E 3	Nordwestecke des ehemaligen Byss-Sesshauses, das 1637/38 zum Kaufhaus umgebaut wurde.
P	Eckpfeiler aus Kalksteinquadern, zu E 3
W	zugemauerte Wunde nach dem Abbruch der Westwand zu Haus «A» entstanden
Q	Sandsteinquader zur Nordwestecke Haus «A»
K	Kanal, nachträglich durch die Nordwand von Haus «A» geführt
G	Grabungsniveau 1992
T 1	Tür zum ehemaligen Gewölbekeller im Haus Schaalgasse 1. Die Zumauerung erfolgte wahrscheinlich im 17. Jahrhundert im Zusammenhang mit dem Umbau des Byss-Sesshauses ins Kaufhaus.
T 2	Verbindungstür, die im ersten Obergeschoss vom Haus Schaalgasse 1 ins Haus «A» führte.
N	Wandnischen, aus verschiedenen Zeitepochen.

Die kleineren Flicke stammen mehrheitlich von Konsolen und Balkenauflagern früherer Zwischenböden.
Eine sichere Chronologie konnte nur ansatzweise erarbeitet werden. Die untere Reihe (BN – Balkennegativ) ist die älteste, sie gehört zum Haus «A».

M 4	Westwand Byss-Sesshaus (Haus «C»)
M 17	Westwand Haus «A»
M 25	Mauergrube

Abb. 17 Hoffassade, Bestandesaufnahme mit festgestellten Bauphasen.
Magazinbau zum Kaufhaus, 1637/38
Aufstockung des Magazins, 1681/82
Umbau 18. Jahrhundert
Umbau 1870

ten der Jugendherberge und zeugen im Fall der Verbindungstüren von besitzmässigen Verknüpfungen zwischen diesen Vorgängerbauten und dem nördlich anstossenden Nachbarhaus Schaalgasse 1 (Abb. 15 und 16). Die mühsam herauspräparierten Befunde an dieser Wand verlockte die Bauherrschaft dazu, sie als Relikt der Baugeschichte sichtbar zu belassen. Das Vorhaben misslang jedoch, weil eine dicke Schlemme maschinell aufgetragen wurde. *Markus Hochstrasser*

Summarischer Quellennachweis:

Dokumentation Kantonsarchäologie, Fundstelle 115/225.

Staatsarchiv Solothurn: RM (Ratsmanual) 135/1631/317, 335. RM 136/1632/517. RM 137/1633/321. RM 138/1634/302. RM 139/1635/412. RM 140/1636/336, 420, 486, 516. RM 141/1637/49, 129, 235, 382, 395, 427, 470, 506. RM 142/1638/211, 308, 317, 475. RM 143/1639//418, 657. RM 145/1641/278. SMR (Seckelmeisterrechnung) 1681, 44, 50. 1682/55. RM 211/1708/895, 972. RM 251/1748/898 f. RM 275/1772/474. RM 277/1774/507 f. RM 281/1778/569. RM 282/1779/248. Ämterbesatzungsbuch.

Zentralbibliothek Solothurn: Notizen in den Finanzkommissionsschriften 1835. Planarchiv Bürgergemeinde Solothurn: Pläne A 2/51–54. Stadtsarchiv Solothurn (deponiert in der Zentralbibliothek): Dossier Kaufhaus-Neubau 1869/70.

Kurzer Überblick in: Gisiger, P.; Sturm, M., Haus am Land Solothurn, Solothurn 1994, S. 3–5.

Zur Person von Vogt Byss: Es handelt sich hier um Victor Byss den Älteren, er lebte von 1585 bis 1633, war ein Sohn des Franz Byss und der Katharina Scheidegger, verheiratet 1606 mit Salome von Arx, Grossrat 1618, Falkensteinvogt 1623–1629.

Solothurn, Stadtmauer beim Prison

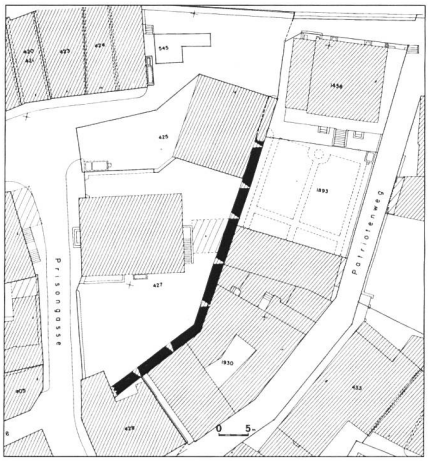


Abb. 1 Solothurn, Ausschnitt aus dem aktuellen Katasterplan.
Schwarz getönt die 1993/96 konservierte Stadtmauer, geschnitten auf der Höhe der Schiessscharten.

Schon während der Vorbereitungsarbeiten zu einem Vortrag und anschliessend bei der Erarbeitung eines Kataloges zu den mittelalterlichen Stadtmauern Solothurns wurden die verschiedenen heute noch vorhandenen Überreste der mittelalterlichen Stadtmauer beim Prison in Augenschein genommen.[1]

Die längst bekannte und unter kantonalem Schutz stehende Stadtmauer, die den ehemaligen Spazierhof des alten Untersuchungsgefängnisses (Prison) umgibt, befand sind in einem bedenklichen Zustand (Abb. 1). Jahrzehntelang waren keine Unterhaltsarbeiten mehr vorgenommen worden. Die Abdeckung der Mauerkrone war undicht geworden, so dass die Mauer im Kern ständig nass blieb. Ein dichter Bewuchs aus Efeu und verschiedenen Bäumen und Sträuchern ergab zwar ein durchaus romantisch anmutendes Bild, förderte aber gleichzeitig die Zerstörung des Mauergefüges (Abb. 2).

Höchste Zeit für eine Sanierung

Um dem Risiko entgegenzuwirken, dass unvermittelt Teile der Mauer einstürzten, wurden Massnahmen in die Wege geleitet. In einem ersten Schritt erfolgte im Herbst 1993 eine sorgfältige Entfernung des Bewuchses (Abb. 3). Anschliessend wurde der Zustand der Mauer beurteilt und das Vorgehen für die Sanierung festgelegt. Ab Frühjahr 1994 ist der nördliche Abschnitt mit Personal aus der Strafanstalt Oberschöngrün instand gestellt worden. Die grössten Schäden hatten Efeu und Bäume angerichtet, die mit Wurzeln zwischen den Steinen ins Mauerwerk eingedrungen waren und dieses innerlich aus seinem Gefüge gezwängt hatten. Die dabei entstandenen Hohlräume wurden durch verschiedene Tiere (Säuger und Kleinlebewesen) für Nestbauten genutzt und dabei mit organischen Materialien aufgefüllt, die einen zusätzlichen Feuchtigkeitsspeicher bildeten.

Bei Frost gefror diese Feuchtigkeit, was Sprengwirkungen zur Folge hatte. Wir beschränkten uns in diesem Abschnitt weitgehend auf die Instandstellung der inneren Mauerschale und der Abdeckung der Mauerkrone. Das Wurzelwerk wurde soweit wie möglich entfernt und in besonders hartnäckigen Fällen mit chemischen Mitteln behandelt, so dass ein neues Auskeimen nicht mehr möglich sein sollte. Die Fugen zwischen den Steinen wurden wo nötig ausgekratzt, gereinigt und anschliessend frisch ausgeworfen und gestopft. Das mehrheitlich aus kleineren Bollen- und Bruchsteinen geschichtete Mauerwerk bot nur geringe Probleme. Einige wenige Steine wurden ausgebaut und frisch ins Mauergefüge zurückversetzt. Jüngere Verputzpartien, die noch intakt waren, wurden belassen. Vom ursprünglichen Deckputz waren partienweise kleine Reste erhalten, sie lassen den Schluss zu, dass die Mauer ursprünglich nicht steinsichtig, sondern flächig verputzt war. Auf die Wiederherstellung dieses grobkiesigen Wurfs (in den zeitgenössischen Arbeitsverträgen ist öfters von einem «ruchen Wurf» die Rede, mit dem die Stadtmauern zu verputzen waren) wurde aus finanziellen und denkmalpflegerischen Gründen verzichtet (Abb. 4).

Die Konservierung des südlichen Abschnitts

1996 erfolgte in einer zweiten Etappe die Konservierung des südlichen Abschnitts im Rahmen eines Arbeitslosenprojektes. Das Mauerwerk befand sich hier in einem desolaten Zustand. Die selten durch Sonne beschienene Mauerfront wies stellenweise einen starken Moosbewuchs auf und war auch statisch in einem instabileren Zustand als der nördliche Abschnitt. Dafür gab es zwei Gründe: Zum einen war die Mauer, weil sie länger feucht blieb, stärker mit Pflanzen bewachsen, und zum andern hatte offenbar der Abbruch und der anschliessende Neubau der Nachbarliegenschaft Patriotenweg 1 im Jahr 1963 zu Bodeneingriffen geführt, die die Stabilität der Mauer beeinträchtigten. Es ist zudem möglich, dass die Fundierung der Mauer ungenügend ist (Abb. 7). Wie im Nordabschnitt beschränkten wir uns auf die Instandstellung der inneren Mauerschale und der Abdeckung; zusätzlich wurden aber überall dort, wo Wurzelwerk tief in den Mauerkern eingedrungen war, grössere Abbauten vorgenommen, das Wurzelwerk restlos entfernt und das Mauerwerk anschliessend wieder aufgeführt. Ein defektes Dachwasserrohr, das von einer Nachbarliegenschaft ins Innere der Mauer führte und undicht geworden war, wurde stillgelegt und das Dachwasser neu abgeleitet. Ein schlimmer Schaden war im

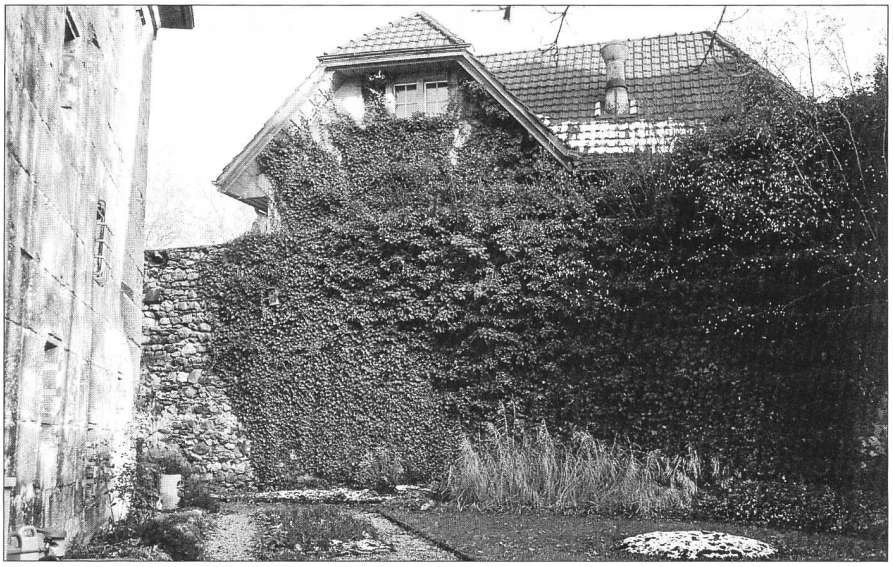


Abb. 2 Teilansicht des nördlichen Mauerabschnitts, Blick von Westen. Zustand vor Beginn der Konservierung...

Abb. 3 ...und nach der Entfernung des Bewuchses, Dezember 1993.

Abb. 4 Zustand nach der Konservierung von 1994, Juni 1997

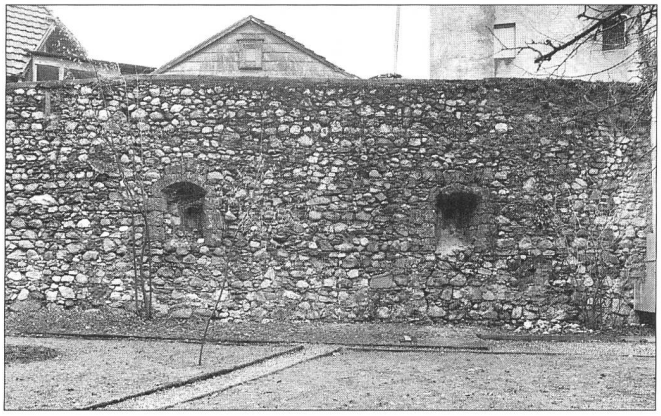


Abb. 5 Ansicht des südlichen Mauerabschnitts, Blick von Norden. Zustand nach der Entfernung des Bewuchses, Dezember 1993...

Abb. 6 ...und nach der Konservierung von 1996, Juni 1997.

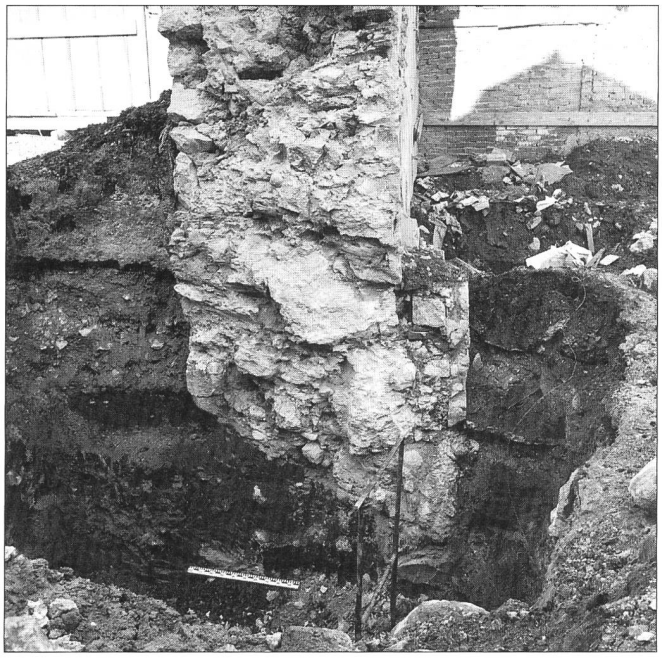


Abb. 7 Fundamentzone des südlichen Mauerabschnitts, aufgenommen 1963, nach dem Abbruch der Liegenschaft Patriotenweg 1. Die schräge Unterkante des Fundamentes wirft archäologische Fragen auf (sitzt die Mauer am Rand eines älteren Wehrgrabens?).

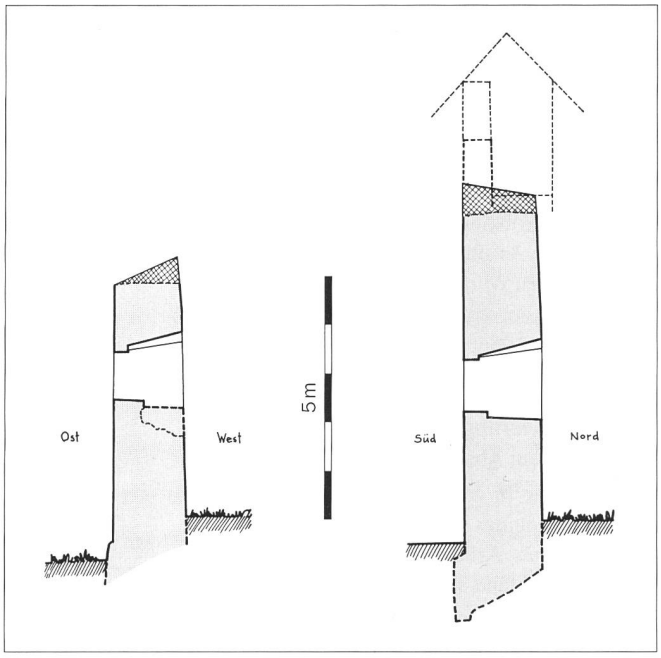


Abb. 8 Mauerquerschnitte: links im nördlichen Abschnitt, rechts im südlichen Abschnitt. Gestrichelt der wahrscheinlich im 18. Jahrhundert entfernte Zinnen- und Wehrgangaufbau. Schraffiert die moderne Mauerabdeckung.

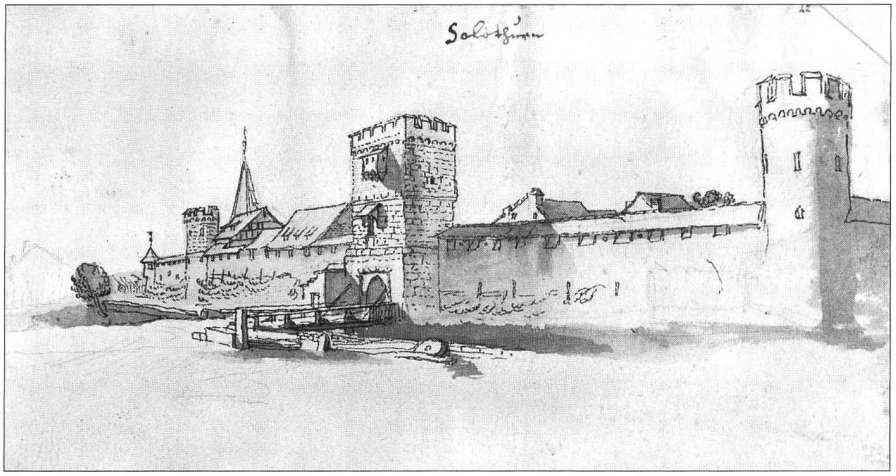


Abb. 9 Die mittelalterliche Stadtbefestigung der Vorstadt, Zustand um 1638. Südseite von Südosten. Von den auf dieser Zeichnung festgehaltenen Bauten existiert heute nur noch der Krummturm, dessen spitzes Zeltdach im Hintergrund zu sehen ist, dazu die untere Partie der Stadtmauer, die sich vom runden Turm am rechten Blattrand nach rechts erstreckt. Die Zeichnung vermittelt einen guten Eindruck vom ursprünglichen feldseitigen Erscheinungsbild der Stadtmauer.

Bereich über der westlichsten Schiessscharte zu beheben. Hier war die Mauer in den letzten vier Metern durch Fundamentsabsenkungen aus dem Verband gelöst, und der stichbogige Sturz über der Scharte war um 15 Zentimeter abgesunken. Die Mauerpartie darüber befand sich in einem völlig aufgelockerten und höchst einsturzgefährdeten Zustand. Bei der Sanierung mussten in diesem Bereich etwa vier bis fünf Kubikmeter Mauerwerk bis auf die äussere Mauerschale abgebaut und neu aufgeführt werden. Es war dies die heikelste Phase der ganzen Konservierung. Als zusätzliche Massnahme ist in der nächsten Zeit eine unterlüftete Blechabdeckung der Mauerkrone vorgesehen, so dass von oben möglichst kein Wasser mehr eindringen kann (Abb. 5 und 6). Es bleibt zu hoffen, dass dieser letzte Schritt der Sanierung nicht dem Sparstift zum Opfer fällt.

Zum Alter der Mauer

Das Mauerwerk wirkt mit seinen lagig geschichteten Bollen- und Bruchsteinen mittelalterlich. Tatsächlich lassen schriftliche Quellen den Schluss zu, dass der Bau der Mauer in den späten 1480er Jahren erfolgte. Die Seckelmeisterrechnungen der Jahre 1489/90 verzeichnen Ausgaben für Arbeiten am «kleinen Turm», also am Hürligturm, am «Forstattgraben» und an der «Landfestin am Vorstattgraben». Die offenbar umfangreichen Arbeiten an dieser Partie der Vorstadtbefestigung bildeten den Abschluss einer grösseren Erneuerungsphase, die 1462/63 im Westen beim Krummturm begonnen hatte und die ihre Fortsetzung in den 1480er Jahren in der Aufstockung des Berntors und mit dem Neubau des feldseitig vorgelagerten Torhauses fand. Den Abschluss bildeten offenbar Erneuerungen an der Ostflanke.

Das heutige Erscheinungsbild der Mauer differiert gegenüber dem ursprünglich verputzten Zustand durch die Steinsichtigkeit. Ausserdem fehlt der Zinnenkranz und der stadtseitige, hölzerne Wehrgang. Diese Teile wurden entweder im frühen 18. Jahrhundert nach Abschluss der Bauarbeiten an der barocken Schanzenanlage um die Vorstadt oder 1756 im Anschluss an den Gefängnisneubau amputiert (Abb. 8 und 9). *Markus Hochstrasser*

Anmerkung

[1] Vortrag am 12.XI.1993 in Zurzach, anlässlich einer Weiterbildungsveranstaltung des Instituts für Denkmalpflege der ETH Zürich; publiziert in: Stadt- und Landmauern, Band 2, Veröffentlichungen des Instituts für Denkmalpflege an der ETH Zürich (Verlag der Fachvereine), 1996, S. 246–289.

Summarischer Quellennachweis

SMR (Seckelmeisterrechnung) 1489/90, S. 125, 126, 132, 144. 1490, Seite 121.
Siehe auch Listen in der oben aufgeführten Publikation!

Solothurn, «Touring»

Zur Geschichte des «Touring»

Im Jahr 1929 tauchte erstmals die Idee für einen Grossbau an der Bielstrasse in Solothurn auf, und zwar im Zusammenhang mit dem Projekt einer Gartenstadt auf dem sogenannten Surbeckhof, dem Areal zwischen Biel-, Allmend- und Zurmattenstrasse. Als Wohn- und Geschäftshaus sollte das künftige «Touring» eine kulturelle und wirtschaftliche Zentrumsfunktion für das neue Quartier erfüllen. Die folgenden Jahre waren geprägt durch eine wechselvolle Planungsgeschichte und zwei grosse Bauetappen, bis schliesslich am 8. Juli 1933 die Eröffnung des «Touring» gefeiert werden konnte. Bereits die frühesten Projektideen des Solothurner Architekten Walter Adam sahen ein zweiteiliges Wohn- und Geschäftshaus vor, das die damals moderne Architektursprache des Neuen Bauens vertrat. Charakteristisch für diese Architektur sind die Verwendung von klaren kubischen Formen, das Motiv der «runden» Ecke, die Schmucklosigkeit der Wandflächen, die grossflächigen, zu Bändern zusammengefügten Fenster, die Sorgfalt bei der Ausführung von Details und nicht zuletzt das Flachdach. Im Laufe des Jahres 1930 nahmen die Planungen für die erste Bauetappe (Bielstrasse 109, 1931 abgeschlossen) sehr rasch Gestalt an, so dass bereits im September das Baugesuch eingereicht und bewilligt werden konnte. Bald darauf trat jedoch eine Planänderung ein: Anstelle des projektierten Flachdaches wurde dem dreigeschossigen Bau ein viertes Geschoss mit einem flachen Walmdach aufgesetzt. Die Gründe für diese Änderung sind nicht bekannt. War in Solothurn die Zeit schlicht noch nicht reif für ein Flachdach? Interessanterweise nahm die Geschichte während der zweiten Bauetappe (Bielstrasse 111, 1931–1933) genau den umgekehrten

Abb. 1 Solothurn, Touring, links Haus Bielstrasse 109, rechts Haus Bielstrasse 111, Postkarte 1930er Jahre.

Foto: A. Stouder, Solothurn

Abb. 2 Gesamtansicht nach Abschluss der Gesamtrestaurierung 1996.

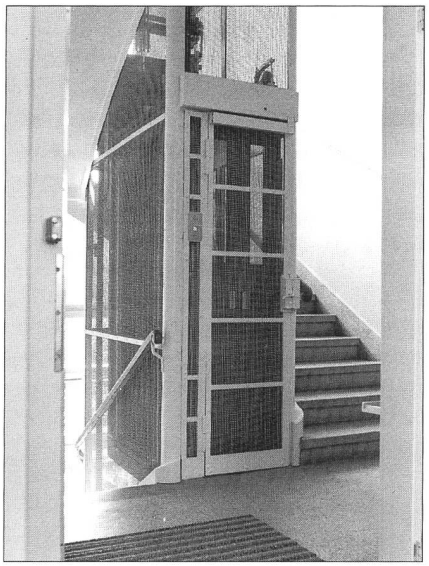


Abb. 3 Aufzug im Haus Bielstrasse 109.

Lauf, als nämlich das projektierte Walmdach durch ein Flachdach ersetzt wurde! Nach der Fertigstellung des «Touring» im Jahr 1933 besass Solothurn einen modernen, multifunktionalen Grossbau (Abb. 1): Im Erdgeschoss waren ursprünglich eine FORD-Garage und ein Coiffeurladen untergebracht; im ersten Obergeschoss befanden sich Büroräume, ein Restaurant mit Tanzterrasse und als strassenseitiger Eckglasbau ein Tearoom; darüber kamen Wohnungen sowie Angestellten- und Pensionswohnungen zu liegen.

Das «Touring» ist im Zeitgeist des Aufschwungs in die Moderne und der Abkehr vom historisierenden Bauen entstanden. Es stellt eine der wenigen Bauten der Zeit des Neuen Bauens und den einzigen Grossbau dieser Zeit in Solothurn dar.

Restaurierung 1995/96

1996 konnte eine umfassende Gesamtrestaurierung des Äusseren abgeschlossen werden. Diese wurde notwendig, weil es in den vergangenen Jahren zu erheblichen Schäden an dem vermeintlichen Betonbau kam. Wie sich anlässlich der Sanierungsarbeiten dann zeigte, besteht nicht der gesamte Bau aus Beton. Es handelt sich vielmehr um eine Art Ständer- oder Rahmenkonstruktion aus Beton, ausgefacht mit Backstein. Allerdings fand sich kein konsequent durchdachtes und statisch logisches Konstruktionssystem. Die denkmalpflegerische Intervention hatte vorab zwei Ziele: Einerseits ging es darum, den neuen Verputz in seiner Oberflächenstruktur soweit als möglich an den ursprünglichen anzugleichen. Andererseits sollte die ursprüngliche, charakteristische Farbigkeit, die sich aufgrund erhaltener Reste ohne grosse Schwierigkeiten rekonstruieren liess, wieder hergestellt werden. Beides wurde dank der guten Zusammenarbeit zwischen Bauherrschaft, Architekt und Denkmalpflege erreicht. Ferner liessen sich auch die neuen Fenster an die ursprünglichen angleichen, und die störenden Storen konnten ersetzt werden.

In Zukunft wird es darum gehen, auch die noch vorhandene historische Substanz und Struktur im Innern schonend in die neuen Nutzungen einzugliedern. Ein erster, wesentlicher Schritt wurde bereits getan, indem der aus den 30er Jahren stammende Lift im Haus Bielstrasse 109 nicht ersetzt, sondern restauriert werden konnte (Abb. 3). *Stefan Blank*

Bauherrschaft: WOGENO Solothurn
Architekt: Stefan Sieboth, Derendingen
Aufzug: Emch Aufzüge, Bern
Bundesexperte: Dr. Bernhard Furrer, Bern

Solothurn, von Roll – Fideikommisshaus

Zwischen 1994 und 1996 beschäftigten die Denkmalpflege verschiedene Renovationen am Interieur des letzten intakten Fideikommisshauses in Solothurn. 1994 erfolgte eine gründliche Sanierung des Tafelparketts im Salon Südwest im ersten Obergeschoss, 1996 eine sorgfältige Instandstellung eines älteren Parketts im Hinterhausbereich.

Das Tafelparkett im Salon Südwest 1. Stock

Das Tafelparkett im Salon Südwest des ersten Obergeschosses besteht aus ausserordentlich auffallend gemaserten Nussbaumholzfüllungen, die diagonal geteilt und durch Eichenholzfriese zusammengehalten werden. Die Tafeln wurden unter Wahrung ihrer alten Abmessung frisch verleimt, geflickt und wo nötig ergänzt. Zudem wurde das Holz auf eine einheitliche Stärke zurückgehobelt. Ein neuer Unterlagsboden bildet nun einen trittfesteren Grund. Nach dem Neuverlegen des Parketts erfolgte ein Feinschliff und eine normale Versiegelung (Abb. 1). Das relativ radikale Vorgehen bei der Parkettsanierung hat sich nicht unbedingt bewährt, denn die Tafeln zeigen bereits wieder grössere Schwundrisse, und die Versiegelung ist kratzempfindlich.

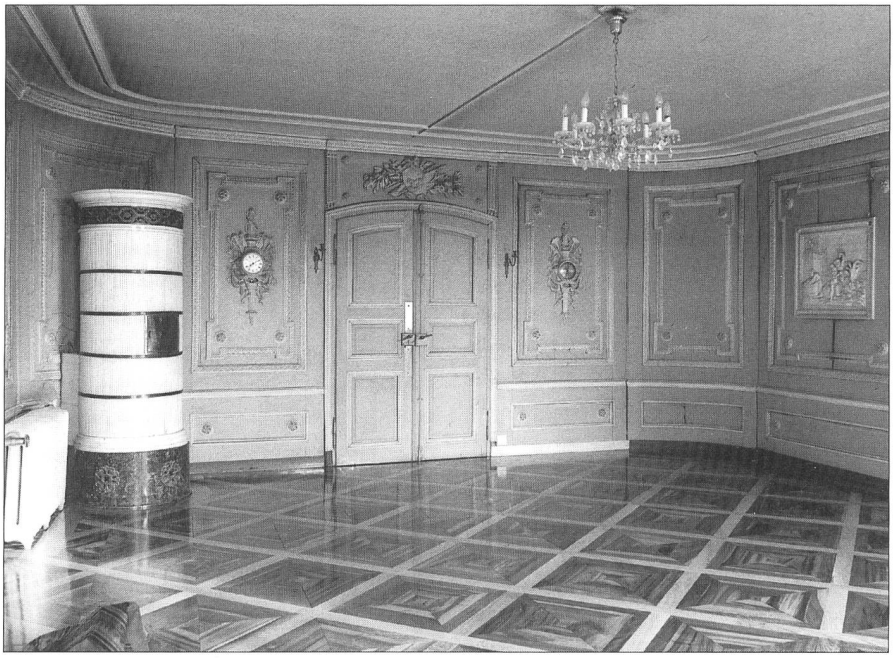


Abb. 1 Solothurn, von-Roll-Fideikommisshaus, Salon Südwest im ersten Stock, nach der Sanierung des Parkettbodens. Blick nach Norden.

Der Parkettboden im Hinterhaus

Im Hinterhaus der Liegenschaft, an der Rathausgasse 22, sollte nach einem Wasserschaden im westlichsten Zimmer im ersten Obergeschoss ein Spannteppich ausgewechselt werden. Dabei kam die Idee auf, den darunterliegenden Parkettboden zu sanieren und sichtbar zu belassen. Bei einer ersten oberflächlichen Betrachtung wirkt der Boden mit seinen Feldereinteilungen wild und verbastelt. Erst anhand der genauen Planaufnahme (Abb. 2) wird das System einigermassen durchschaubar, und es zeigt sich auch, wo der strenge Raster des Bodens durch jüngere Veränderungen verwischt worden ist.

Zur Beschaffenheit des Bodens

Generell bestehen die Friese, die Intarsien und die Felderrahmungen aus Eichenholz und die Felder selbst aus Nussbaumholz. Konstruktiv besitzen Friese und Felderrahmen einen nach oben offenen Falz, sie sind also seinerzeit in einem ersten Arbeitsgang verlegt worden. In einem zweiten Arbeitsgang wurden die Felder mit einem nach unten offenen Falz in den durch die Friese und Rahmen vorgegebenen Raster gelegt. Sämtliche Hölzer sind durch lange, handgeschmiedete Nägel sichtbar auf einen einfachen Blindboden genagelt und teilweise mit Schindeln unterlegt.

Die Einteilung des Parketts nimmt Bezug zum schiefen Grundriss des Raums. Das Mittelfeld besitzt eine ovale Einlage (Intarsie); von den vier Feldern, die diagonal nach den Raumecken orientiert sind, besitzen drei Einlagen eine Vierpassform, das vierte Feld ist wahrscheinlich einmal ausgewechselt worden.

Alter und Veränderungen

Das Alter des Bodens ist vorläufig nicht zu bestimmen. Sicher ist nur, dass das Parkett vor dem Wandtäfer montiert worden ist. Das Cheminée an der Westwand wurde nachträglich eingerichtet und stört das Wandtäfer. Als jüngstes Element der Raumausstattung folgte in der Südostecke der heutige Kachelofen als Ersatz für einen älteren Vorgänger.

Das Wandtäfer lässt sich stilistisch in die Zeit des späten 17. Jahrhunderts datieren. Die Cheminéeeinfassung ist ungefähr eine Generation jünger, und der heutige Kachelofen stammt aus dem frühen 19. Jahrhundert.

Die Feldereinteilung des Wandtäfers harmoniert nicht mit derjenigen des Parketts. Möglicherweise ist der Boden nicht nur im Arbeitsvorgang älter als die Austäferung. Betrachtet man den Gesamtgrundriss des Hauses (Abb. 3), so kommt die Vermutung auf, dass der Raum mit unserem Parkettboden den Bereich eines früheren Hinterhauses

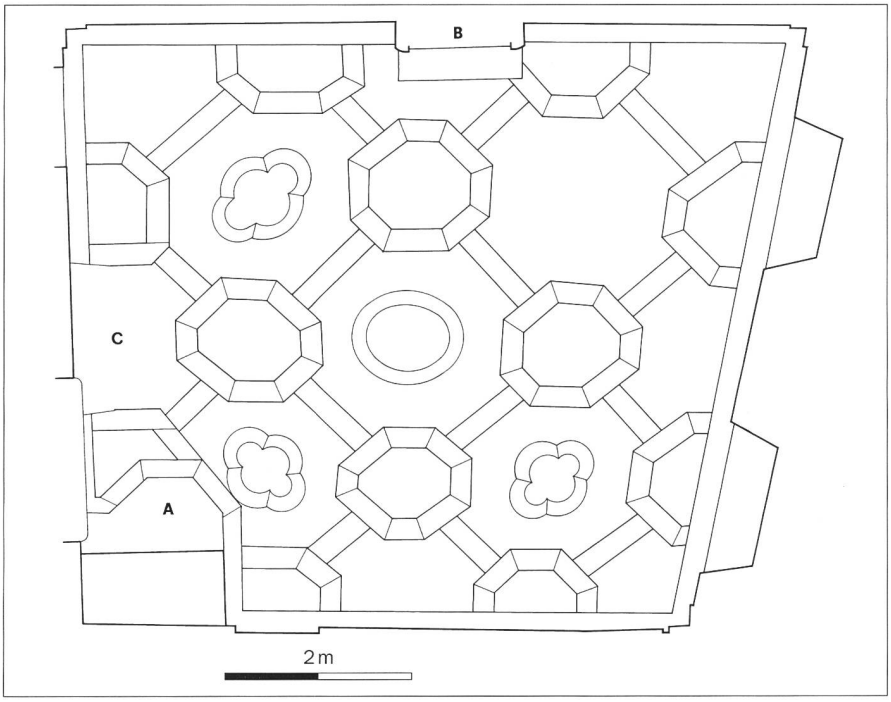


Abb. 2 Grundriss des westlichsten Zimmers im ersten Stock des Hinterhauses, mit der Felderteilung des Parkettbodens. **A** Podestumrahmung eines älteren Turmofens. **B** Nachträglich eingebautes Cheminée. **C** Störung (Ofenpodest?)

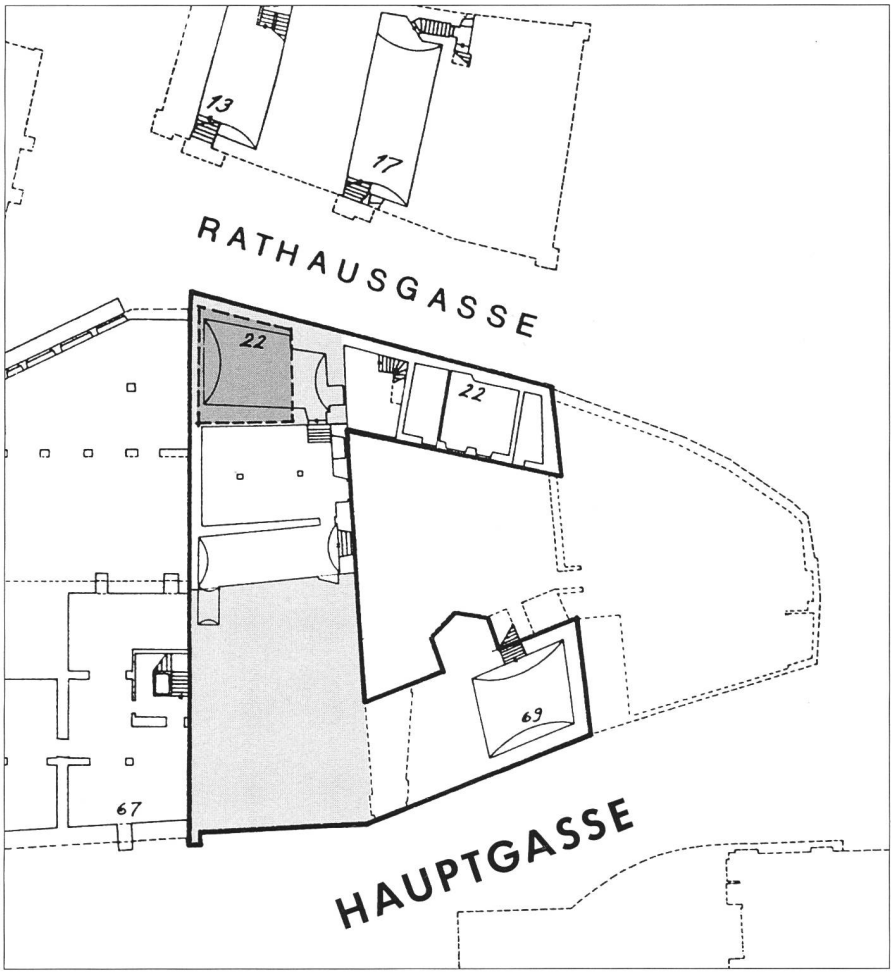


Abb. 3 Ausschnitt aus dem Gesamtplan der Kellergrundrisse im Altstadtgebiet, P. Hofer, 1978. Das Volumen des von-Roll-Fideikommisshauses ist zur Verdeutlichung mit einer dicken Linie umfasst. Hellgrau gerastert die älteste Gebäudestruktur mit Vorder- und Hinterhaus. Im Hinterhaus dunkel gerastert das Zimmer mit dem Parkettboden.

markiert, das beim Neubau des heutigen Hauses Rathausgasse 22, des Nordflügels zum von Roll-Haus also, in dieses integriert und durch einen Verbindungsbau im Bereich eines früher offenen Innenhofes mit dem Vorderhaus verschmolzen wurde.

Zur Restaurierung

Anfänglich bestand seitens der Eigentümer die Absicht, den Parkett zu flicken und anschliessend zu schleifen und zu versiegeln. Die Denkmalpflege riet nach einem eingehenden Augenschein von diesem Vorhaben ab. Da die Oberfläche der Hölzer mehrheitlich intakt war, beim Schleifen des Bodens die Nägel aber hätten versenkt werden müssen, womit die Befestigung verlorengegangen wäre und zudem die Gefahr bestand, dass viele Wurmgänge freigelegt worden wären, wurde eine sanfte Restaurierung empfohlen. Die Eigentümer nahmen unsere Ratschläge ernst, der Boden wurde in einem ersten Schritt mit einer schwachen Seifenlauge gereinigt, danach geflickt und teilweise neu unterschiftet und befestigt. Anschliessend wurde er durch einen Holzrestaurator eingeölt und mit einem neuen Wachsüberzug behandelt. *Markus Hochstrasser*

Zimmerarbeiten: Rudolf Reinhart, Oberdorf, und Benedikt von Roll, Balm b. Günsberg
Holzrestaurierung: Franz Joseph Leimer, Bettlach

Walterswil-Rothacher, Kirche St. Joseph

Zur Geschichte

Gut sichtbar am Südhang des Engelberges steht die 1839 im schlichten Biedermeierstil errichtete katholische Kirche von Walterswil-Rothacher (Rundbogenportal mit Jahreszahl 1839). Der Aussenbau präsentiert sich als einfache Saalkirche mit eingezogenem, dreiseitig geschlossenem Chor und Dachreiter mit Spitzhelm. Die bescheidene Ausstattung wurde anlässlich der Restaurierung von 1949/50 mit modernen Stukkaturen von Alois Griessl erstmals ergänzt. 1967 konnten zudem einige vorzügliche Ausstattungsstücke aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die aus der abgebrochenen Klosterkirche St. Andreas in Sarnen entfernt wurden, erworben werden. Es handelte sich um die drei spätbarocken Altäre mit Statuen und die Kanzel, beides 1784 vom Innerschweizer Kaspar Joseph Waser in Stuckmarmor angefertigt. Die Altarblätter von Joseph Anton Heymann zeigen im Hochaltar die Verkündigung Maria (Obstück mit Kreuzesdarstellung), im nördlichen Seitenaltar den hl. Justus (Obstück mit der hl. Agatha) und im südlichen Seitenaltar den hl. Joseph (Obstück mit der hl. Katharina). Älter sind die seitlich der Altarbilder aufgestellten Statuen: Sie stammen aus Altären von 1686 und stellen die hll. Benedikt, Scholastika, Michael und Andreas im Hochaltar, Papst Gregor den Grossen und Nikolaus von Myra im linken, Anna selbdritt und Joachim im rechten Seitenaltar dar.

Foto: A. Stouder, Solothurn

Walterswil-Rothacher, Kirche St. Joseph, Inneres gegen Osten nach der Renovation von 1995.

Innenrenovation 1995

1995 wurde die unansehnlich gewordene, eintönig gehaltene Innenhülle der Kirche neu gefasst. Die bei dieser Gelegenheit durchgeführten Untersuchungen ergaben, dass der Raum ursprünglich eine einfachere, mit Kalkmörtel und Kalkglätte ausgeführte Raumgliederung enthielt, welche dann 1949/50 durch den heutigen, in modernem Baugips ausgeführten Ornamentstuck bereichert wurde. Dies wird auch durch das in diesem Baugips ausgeführte Wappen in der Chorbogenkartusche bestätigt, hat doch die Gemeinde das Emblem mit «Schlagbaum und Wacholderzweig» erst 1941 via Staatsarchiv erhalten. Die Fassung vor der Innenrenovation bestand aus zwei Weissanstrichen. Von einer älteren farbigen Ausmalung, die sehr wahrscheinlich nicht auf die Erbauungszeit zurückging, konnten nur einige wenige Hinweise gefunden werden. Bauherrschaft und Denkmalpflege beschlossen deshalb, den Innenraum neu zu fassen mit dem Ziel, eine Einheit zusammen mit der Ausstattung herzustellen. So erscheint das Innere nun in einem hellen Grundton mit leicht grau abgesetzten Gliederungselementen. Neu sind auch die an historische Vorbilder angelehnten Lampen, die dem Raum eine festliche Note verleihen. *Stefan Blank*

Bauherrschaft: Römisch-katholische Kirchgemeinde Walterswil-Rothacher
Architekt: Pius Fluri, Solothurn
Restaurator: Willy Arn AG, Lyss
Bundesexperte: Dr. Peter Felder, Küttigen